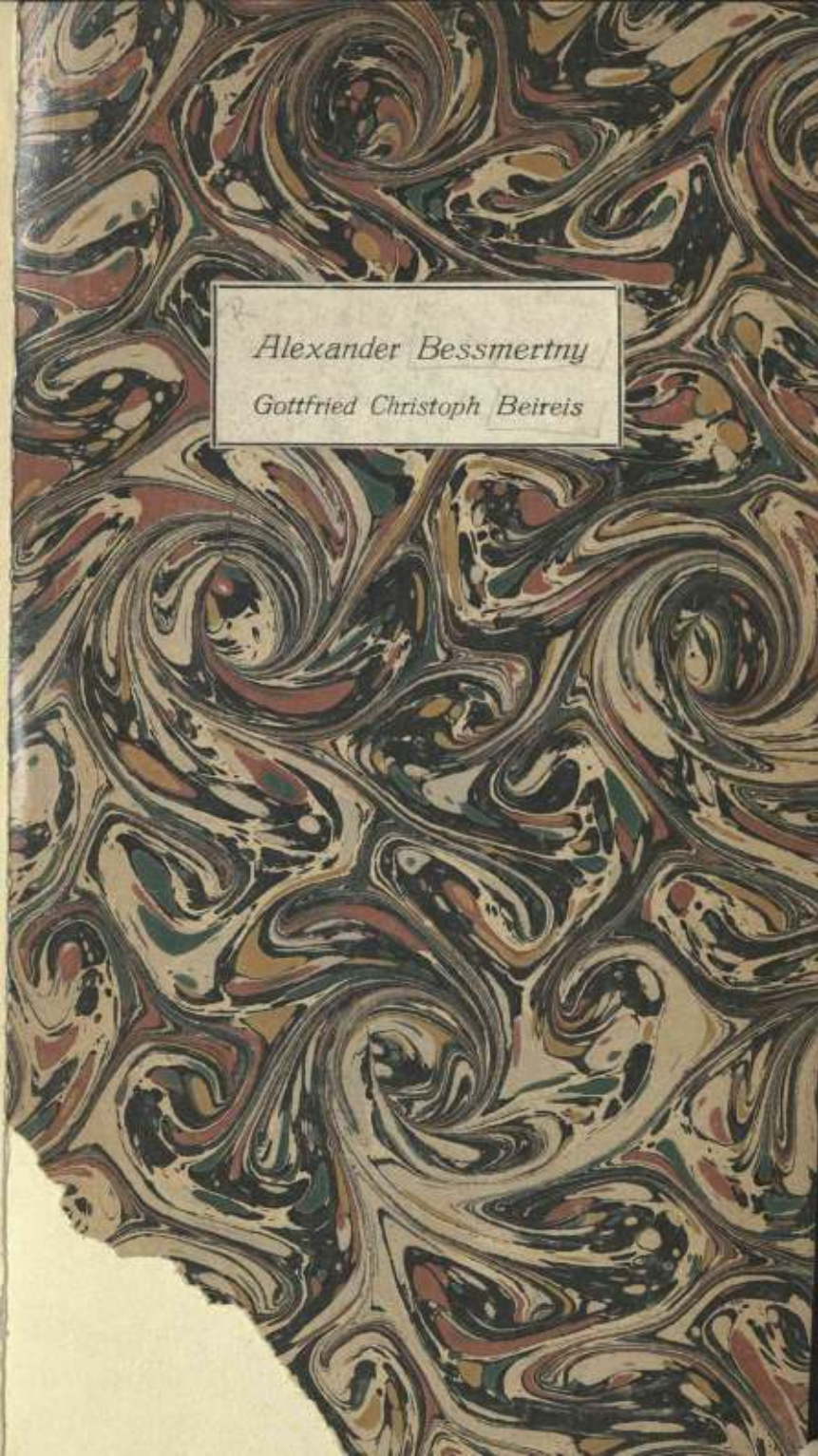


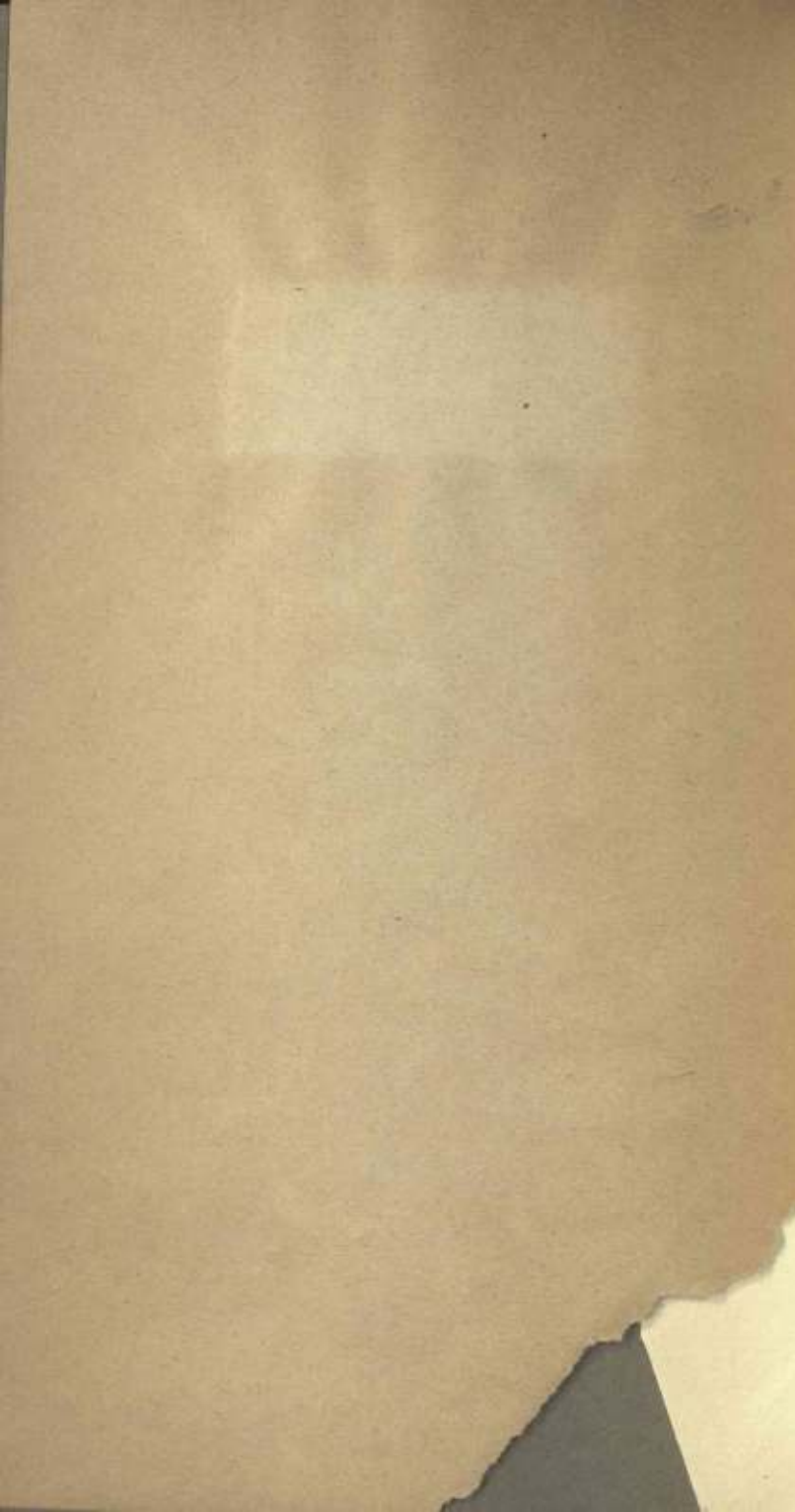
WARRBURG INSTITUTE  
FGM 145

UNIVERSITY OF LONDON  
WARBURG INSTITUTE

The background of the entire page is a complex marbled paper pattern. It features swirling, organic shapes in a palette of dark brown, black, light tan, and muted green. The pattern is dense and covers the entire surface. In the center, there is a rectangular white box with a thin black border. Inside this box, the names 'Alexander Bessmertny' and 'Gottfried Christoph Beireis' are printed in a cursive script. The bottom-left corner of the page shows a white, irregular shape, likely a piece of tape or a tear in the paper.

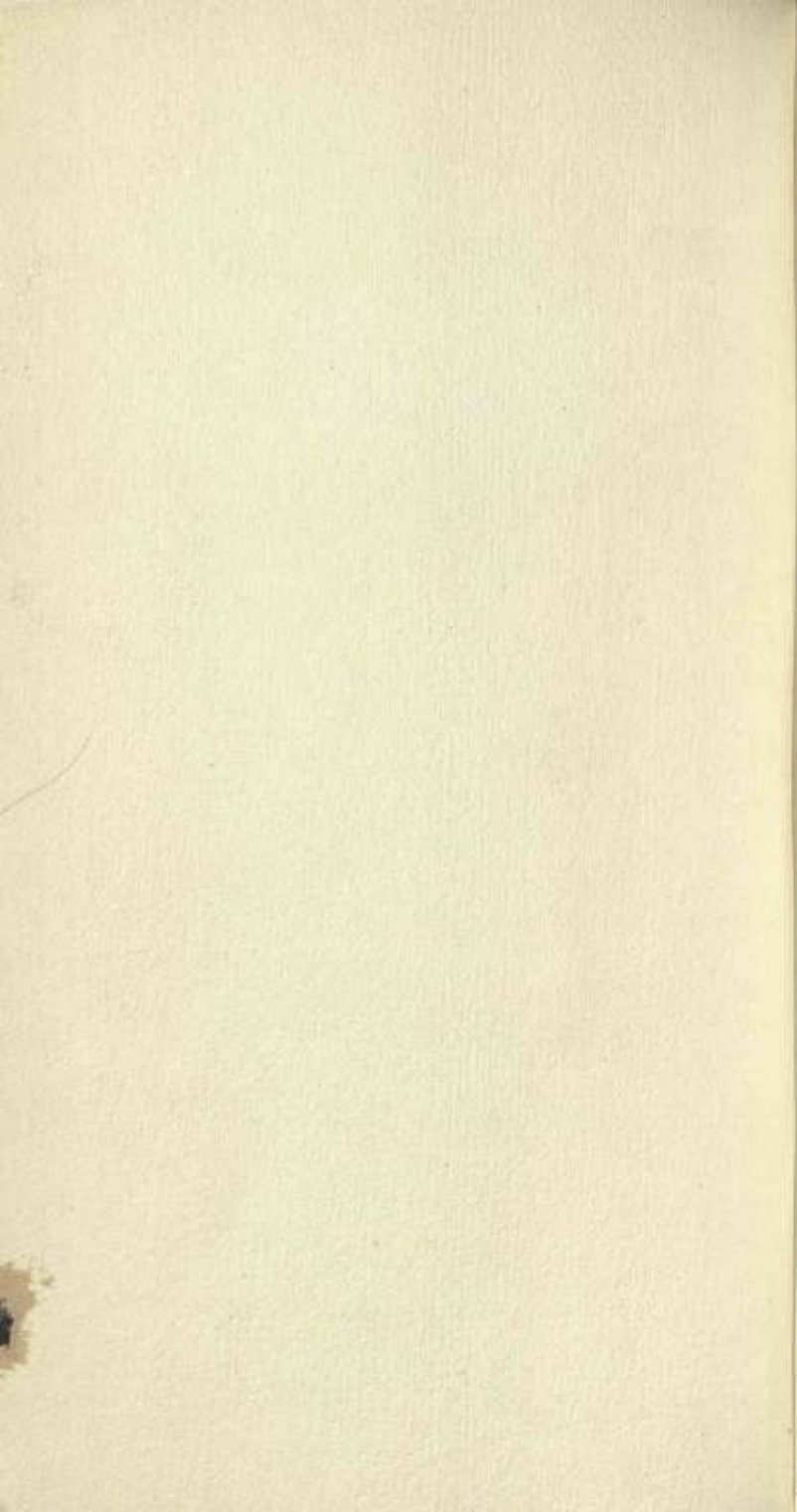
*Alexander Bessmertny*

*Gottfried Christoph Beireis*





F  
G  
M  
145



I - A

mit dem Jahrbuch der Sammlung  
Kippenberg 1931 - Insel-Verlag  
Leipzig.

---

ALEXANDER BESSMERTNY  
GOTTFRIED CHRISTOPH BEIREIS

## I

## GOETHE BEI BEIREIS

Die Erinnerung an den Professor Gottfried Christoph Beireis, der von 1759 bis 1809 an der Universität Helmstedt gelehrt hat und der vor allem seiner Sonderbarkeiten wegen, sowie als Adept, Wunderdoktor und Hexenmeister bekannt war, wäre im Jahre seines zweihundertsten Geburtstages 1930 uns nicht so lebendig vor Augen gerückt worden, wenn nicht Goethe eine alle zeitgenössischen Schilderungen weit überragende Darstellung seines Besuches bei diesem seltsamen Manne hinterlassen hätte.

Den Anlaß zu Goethes Reise gab sein zu Anfang des Jahres 1805 durch erneute „Störungen der goldenen Ader“, wie man damals die Hämorrhoidalbeschwerden nannte, stark verschlechterter Gesundheitszustand. Zu diesem alten Leiden kam die seelische Erschütterung durch die Nachricht von Schillers Tod. Als Fürsorge eines gut gesinnten Genius preist Goethe es, daß der berühmte Philologe F. A. Wolf aus Halle gerade in diesem Zeitpunkt sich ihm näher anzuschließen Veranlassung fühlte. Nach Wolfs Abreise fuhr Goethe mit Christiane und August am 2. Juli zur Kur nach Lauchstädt, vom 12. bis zum 22. Juli unterbrach er seinen Badeaufenthalt, um Wolf in Halle zu besuchen, am 22. Juli kehrte Goethe nach Lauchstädt zu-



*Nobilis o Iuuenis Summi vestigia Patris  
Si legis, adscendes Illius in solium.*

*Ornatissimo Iuueni fausta quacuis precatuſ scribebat*

*Godofredus Chriſtophorus Beireis,  
Primarius Profeſſor Medicinæ, Chemiæ, Chirurgiæ,  
Pharmacodiæ, Phyſicæ, Botanicæ et reliquæ Hiſtoriæ  
naturalis.*

*Helmſtadii a. d. XVII Auguſti A. C. M. C. C. C. V.*

Einzeichnung in das Stammbuch August von Goethes

rück, wo am 10. August in dem kleinen Theater unter seiner Leitung und mit seinem großen Epilog das Lied von der Glocke zum würdigen Andenken an Schiller aufgeführt wurde. Am gleichen Tage schrieb Goethe an Carl August: „... ich gedenke ... mich nach Helmstedt zu begeben und daselbst den wunderlichen Beyreis in seinem Hamsterneste kennen zu lernen. Man hat so viel von ihm und seinen Besitzungen gehört, daß es nicht erlaubt ist, beyde nicht selbst gesehen, gekannt und geprüft zu haben.“ – Wolf und August waren seine Begleiter auf dieser Reise, die er auch Frau von Stein und Eichstädt mit Briefen vom 12. August ankündigte; den Besuch bei Beireis schildert er aus Helmstedt in seinem Briefe an Christiane vom 19. August.

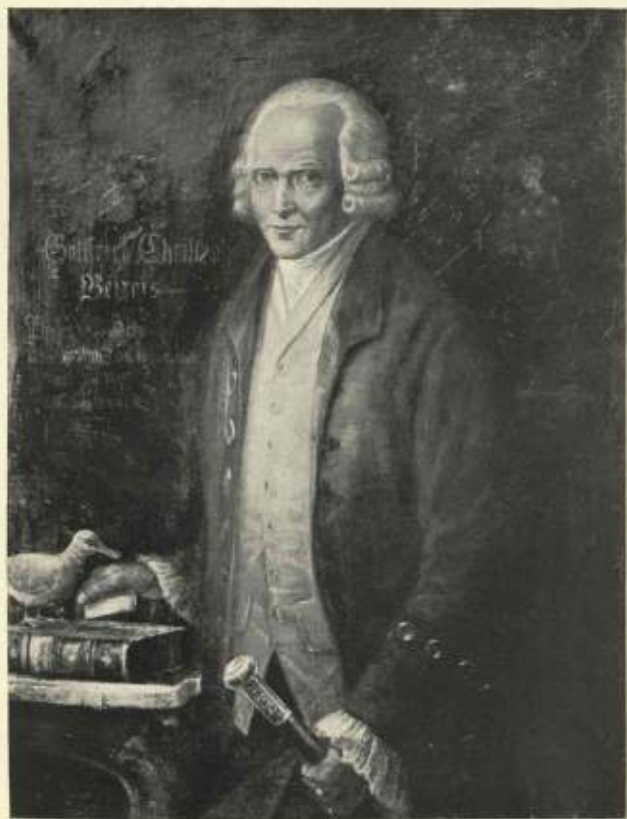
Eine ausführliche Darstellung des Aufenthaltes in Helmstedt erhielt Carl August in dem Glückwunschbrief Goethes zu seinem Geburtstage am 28. August, in dem Goethe von der durch „Merlin-Beireis festgehaltenen Aufmerksamkeit“ spricht. Den genauen Bericht über diesen Besuch hat Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ als „einen Beitrag zur Erweiterung seiner Kenntnis seltsamer Charaktere“ niedergelegt.

## II

### DIE LEGENDE

#### Die Persönlichkeit

Während man also in den „Tag- und Jahresheften“ nachlesen kann, wie Goethe den Professor Beireis selbst vorfand, sind Angaben, wie er auf die Person dieses Sonderlings gekommen ist, wann und von wem er auf ihn aufmerksam gemacht wurde und was er von ihm gehört hat, nirgends zu finden. Es ist nicht uninteressant, wenigstens festzustellen, was Goethe von Beireis überhaupt gehört haben kann. Beireis hatte zur Zeit, als Goethe ihn



Gottfried Christoph Beireis



besuchte, einen weit verbreiteten Ruf als Adept, Wundermann und Aufschneider, als großer Sammler, Krösus und Wunderarzt, als Polyhistor und Dilettant, und so hatten sich in ihm die volkstümlichen Gestalten des Dr. Faust und des Eisenbart und auch die des Münchhausen zusammengefunden. Was Goethe im einzelnen von ihm gehört haben kann, ist aus einer Reihe älterer Berichte zu entnehmen, von denen keiner so ergiebig ist wie die „Biographischen Nachrichten“ des Dr. Sybel aus Brandenburg, die kurz nach dem Tode von Beireis erschienen sind.<sup>1</sup> Man hat diesem Dr. Sybel immer wieder zum Vorwurf gemacht, daß er nur einen einzigen Tag im Jahre 1798 im Hause von Beireis zugebracht und im übrigen nach unkontrollierten Gerüchten seinen Bericht abgefaßt und so den schlechten Ruf des Professors auch noch literarisch festgelegt habe.<sup>2</sup>

Gerade dieser Ruf von Beireis scheint es aber zu sein, der ihn überhaupt zu einer für uns noch beachtlichen Person macht. Sein Merlinscher Charakter offenbart sich nur in der Legende. Diese Legende festgehalten zu haben, erscheint als erhebliches Verdienst. Die Zurückführung auf die historisch erfaßbare Person, die Darstellung der Wirklichkeit soll hier der Erzählung der Legende folgen, wobei nur bemerkt werden muß, daß die Legende selbst schon Nachrichten mitteilt, die auch der Wirklichkeit dieser sonderbaren Person angehören.

Die in den Beireis-Dichtungen von Klencke und Bechstein<sup>3</sup> erzählten Geschichten hier anzuführen, ist nicht angängig, da eine Scheidung von Überliefertem und Erfundenem heute nicht mehr möglich ist.

Die Wundermärchen, die sich mit Beireis beschäftigen, beginnen schon bei seinem Vater. Danach soll dieser, der als Senator auch Brandmeister von Mühlhausen war, über-





natürliche Kräfte besessen und es verstanden haben, das Feuer zu besprechen und selbst die größte Feuersbrunst durch hineingeworfene Holzplatten, die mit wundersamen Figuren bezeichnet waren, augenblicklich zu dämpfen.<sup>4</sup> Für die frühzeitige unbeugsame Energie seines Sohnes wird als Beispiel angeführt, daß er, als kleiner Junge von den damals berühmten Vaucansonschen Automaten und den für sie verlangten hohen Preisen lesend, ausgerufen habe: „Vater, die muß ich haben!“ und als sein Vater ihn wegen dieser Anmaßung geschlagen, versichert habe, er werde sie schon durch eigene große Anstrengung erwerben. Diese Geschichte soll Beireis selbst auch seinen Besuchern erzählt und immer hinzugefügt haben: „Was ich will, das kann ich, der Wille des Menschen ist allmächtig, ich kann jede Sache, die Sie von mir verlangen, in Zeit von einigen Stunden erfinden.“<sup>5</sup> In Jena soll Beireis nicht nur Jura, Physik und Chemie, sondern auch Theologie studiert und sogar in einer Dorfpfarrkirche gepredigt haben. Schon als Student habe er sich mit Goldmacherei beschäftigt und künstliches Gold auf alchimistischem Wege hergestellt. Auf der Universität sei er ein Meister in allen Leibesübungen, besonders im Fechten und Reiten gewesen.<sup>6</sup>

Große Reisen schlossen sich angeblich der Universitätszeit an. Fabelhafte Ereignisse knüpfen sich besonders an diese legendären Reisen. Als gründlicher Kenner aller Sprachen sei er von der russischen Kaiserin gebraucht worden, um Begrüßungen indischer und chinesischer Gesandtschaften zu beantworten.<sup>7</sup> Heister ergänzt die Sybelschen Überlieferungen durch die Nachricht, man habe erzählt<sup>8</sup>, Beireis sei wegen seiner Geheimkünste in Spanien von der Inquisition verfolgt und in Rom durch Meuchelmörder gefährdet worden. In Paris habe er in seltsame und

geheime Gesellschaften Eintritt gefunden. Außer Frankreich und Spanien soll er auch Holland, Italien und Griechenland bereist haben. Selbst in Ägypten, wo man uralte Priesterweisheit bewahrt wissen wollte, wo auch Cagliostro in die letzten Arkana eingeweiht worden zu sein behauptete, ließ man Beireis gewesen sein. — Eine dieser Reisen führt ihn auch nach Genua. Er kommt auf einen öffentlichen Platz, auf dem ein Stallmeister ein am Zügel geführtes Pferd als Geschenk jedem verspricht, der es, ohne abgeworfen zu werden, zu reiten vermag.

Nach vielen mißlungenen Versuchen tritt Beireis vor. Er hat das Tier beobachtet und berechnet, daß es dahin dressiert ist, den Reiter nur unter einem Winkel von genau  $87^{\circ} 35'$  aufsitzen zu lassen. Mit der genau abgezielten Körperneigung besteigt er das sofort zahm gewordene Pferd und muß sich die Evvivarufe auf den „divino Beireisio“ gefallen lassen. Die Schenkung des Pferdes aber lehnt er ab.<sup>9</sup>

Die von Sybel erzählte Geschichte, wie er in Gegenwart des Königs in Neapel, dem großen Alexander gleich, ein störrisches Pferd gebändigt habe, indem er es in den Schatten stellte, ist nur eine Variante dieser Erzählung.<sup>10</sup>

Ein ihm in Paris widerfahrenes Mißgeschick soll seinen schon zur Zeit der Reisen märchenhaften Reichtum illustrieren. Er kaufte in Paris ein Paar holländischer Spitzenmanschetten, die sogar dem König von Frankreich zu teuer erschienen. Der Weg zu einem Diner bei dem Herzog von X. führt ihn an der Menagerie vorbei; er spielt am Käfig mit einem Affen, der ihm eine der kostbaren Spitzenmanschetten abreißt. Erzürnt wirft Beireis auch die andere in den Käfig und muß ohne Manschetten an der Tafel teilnehmen.<sup>11</sup>

Von seinen Reise-Windbeuteleien erzählte man eine Anekdote, „deren Wahrheit ernste Männer verbürgen“ und

die zugleich beweist, wie seine Geschichten als Münchhausiaden betrachtet wurden.<sup>12</sup> Beireis erzählte einmal in größerer Gesellschaft beim Grafen Veltheim von seinen Reisen. Der Hofrat Schrader machte sich Notizen, wie lange Beireis sich an jedem Ort aufgehalten haben wollte, und fragte zum Schluß: „Wie alt sind Sie, Herr Hofrat?“ Beireis, der sonst diese Frage selten beantwortete, nannte diesmal eine bestimmte Zahl. „Nun, bei Gott!“ erwiderte Schrader, „Sie sind doch in allem außerordentlich und wunderbar: Sie sind bereits dreizehn Jahre vor Ihrer Geburt gereist.“

Beireis galt für unbeschreiblich reich. Er selbst hat wiederholt angedeutet, daß es nur von seinem Willen abhängt, seinen Reichtum noch ungeheuer zu vermehren.<sup>13</sup> Auf einer Reise soll er einem Barbier einen Dukaten gegeben und gefragt haben, ob dies auch genug sei.<sup>14</sup> Angeblich hatte er stets eintausend Thaler bereitliegen, um jeden Ankauf für seine Sammlungen sofort ausführen zu können. Als Ankaufspreise für seine Raritäten wurden von ihm und danach auch von seinen Besuchern ungeheuerliche Zahlen genannt<sup>15</sup>, die seinen Reichtum als unerschöpflich erscheinen ließen. Schon als Beireis von seinen angeblichen Reisen 1756 nach Mühlhausen zurückkehrt, gilt er als so wohlhabend, daß er seine verarmten Angehörigen unerwartet großzügig unterstützen kann.<sup>16</sup> Der Fürsprache seines ältesten Bruders Johann Christoph, der im Siebenjährigen Kriege im letzten gefährlichen Augenblick den Erbprinzen, späteren Herzog Karl von Braunschweig, vor der Gefangenschaft rettet, selbst aber tödlich verwundet wird, wurde seine freundliche Aufnahme am Braunschweiger Hofe und weitere Unterstützung durch ein Reisestipendium zugeschrieben.<sup>17</sup> Andererseits wurde erzählt, daß Beireis schon bei seinem ersten Erscheinen am herzoglichen Hofe



sich als Alchimist eingeführt habe. Hierher gehört die hübsche Geschichte, wie Beireis an der Tafel des Herzogs im dunkelblauen Rock erschien – die etikettenmäßig richtige Hoftrachtfarbe war rot –, während der Tafel aber von einem Gang zum andern seinen Rock verschiedene Farbenabstufungen durchlaufen ließ, bis er im schönsten scharlachroten Hofkleid von der Tafel aufstand.<sup>18</sup>

Sybel erzählt, daß der Ruhm seiner Künste durch solche Experimente und Vorstellungen lawinenartig gewachsen sei und die Grenzen des Landes überschritten habe. Der Herzog selbst und der Hof haben sich der Wundertaten nicht weniger gerühmt, als Beireis es schon selbst tat.<sup>19</sup>

Seinen Beziehungen zum Braunschweiger Hof schrieb man es zu, daß, als bald nach dem Tode des großen Chirurgen Heister auch der Physikprofessor Krüger starb, Beireis am 4. April 1759 im Alter von neunundzwanzig Jahren, und ohne den Doktorhut erstritten zu haben, von Herzog Karl zum ordentlichen öffentlichen Professor der Physik ernannt wurde. Nach der plötzlichen Berufung des Studenten auf den Lehrstuhl der Physik bildete die Programmschrift eine neue Überraschung: Das der Fakultät überreichte Programm soll mit goldenen Lettern gedruckt gewesen sein.<sup>20</sup> Geradezu revolutionär aber schien es, als es Beireis wagte, ohne Allongeperücke, die eigenen Haare im Toupet, den Haarbeutel im Nacken, das Katheder zu besteigen, und ganz unerhört war die Neuerung, daß er sein Kolleg nicht wörtlich genommen „las“, sondern frei vortrug.<sup>21</sup>

Im Jahre 1762 erhielt Beireis den Lehrstuhl für Medizin, im Jahre 1768 auch den für Chirurgie. So war ihm die Möglichkeit gegeben, über das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften und der Medizin Vorlesungen zu halten, und die Vorlesungsverzeichnisse aus der Zeit seiner

Lehrtätigkeit erregten Aufsehen durch die Fülle der von ihm angezeigten Kollegs. Die Vorlesungen über Naturlehre in ihrem ganzen Umfange erläuterte er durch Experimente. Er las über Botanik mit anschließenden botanischen Exkursionen, er hielt Vorträge über Mineralogie, Metallurgie und Bergwerkskunde; er gab Unterricht in der theoretischen und experimentellen Chemie, der Zymotechnik und der Farbenlehre. Dazu kamen Ökonomie, Gartenkultur, Forstwissenschaft, Anwendung der Mathematik auf die Optik, Hydrostatik, Hydraulik und Mechanik; außerdem aus seinem eigentlichen Lehrgebiet die medizinischen Kollegien, alle medizinischen Gebiete umfassend. Dabei fand er noch Zeit zu Lehrstunden über Musik, Ästhetik, Malerei, Münzkunde, einer Anleitung, mit Nutzen zu reisen usw. Viele Kollegs wurden nur als Privatissima gelesen, man sprach von Honoraren bis zu vierhundert Talern für ein Privatissimum für Halotechnik, in dem aber die Hörer so viel lernten, daß die praktische Anwendung ihnen schnell das Mehrfache der Studienkosten wieder eintrug. Die Zahl der täglichen Kollegstunden war unerhört. Beireis begann bereits um fünf Uhr früh mit seinen Vorlesungen und brachte es auf achtundsiebzig Stunden in der Woche. In seinen Vorlesungen kam er sehr schnell vom eigentlichen Gegenstand ab, und die Kollegs wurden zum großen Teil besucht, nicht um das zu hören, was zur Sache gehörte, sondern das, was Beireis nebenbei auftischte. Wenn er in der Physik über die Luftpumpe sprach, benutzte er die Gelegenheit, um stundenlang die Familiengeschichte Otto von Guericke's und eine Genealogie des Magdeburgischen Adels vorzutragen. Man wußte, daß er mit zunehmendem Alter keineswegs mit der Entwicklung der Wissenschaften Schritt hielt, und die Studenten amüsierten sich in seinen



Kollegs über seine Ausfälle gegen andere Professoren. Ein Hörer erzählt aus dem Jahre 1789: „Einen ärgeren Schwätzer und niedrigeren Verleumder als ihn habe ich noch nicht gesehen. Männer, die ganz Europa bewundert, sucht er auf die schändlichste Weise lächerlich zu machen und ihre großen Verdienste nicht nur zu verdunkeln, sondern ihnen dieselben ganz abzusprechen. Sich selbst aber erhebt er zu den größten Philosophen und dem einzigen Mann, der einen Kopf hat. Leibniz ist ihm der dümmste Kloß, der je lebte. Alles, was er geschrieben hat, ist aus andern Büchern gestohlen; er hat sich in dem infamsten Branntwein besoffen, als er seine Bücher schmierte. Kant ist ein Hundeschwanz, ein Schweineschwanz, der verrückteste Kopf; seine kritische Philosophie ist die entsetzlichste Mißgeburt voller Fratzmachereien und luftspringender Hanswurststreiche. Alle Professoren und Gelehrten, besonders die Theologen auf der ganzen Erde, sind ihm erzgeneralidumme Schurken und Erzhalunken. Kein Buch wird geschrieben, das nicht voller Dummenjungenstreiche, voll hundsföttischer Kanailleereien, voll hündischen Gewäsches sei! Das sind die vorzüglichsten Ausdrücke in der Kraftsprache dieses erhabenen Philosophen; glauben Sie nicht, daß es die niedrigsten sind . . . er beleidigt das zarte Gefühl der unverdorbenen Seelen mit den schmutzigsten Zoten, vor denen die Schamhaftigkeit erröthet. Dennoch finden sich bisweilen einige unter den Studenten, die seine schalen Witze und dummen Scherze mit lautem Gelächter bewundern; oft aber wird er allgemein ausgescharrt.“<sup>29</sup>

Sein unglaublich schnell erfassendes Gedächtnis setzte Beireis in stand, mit einigen auswendig gesprochenen Zitaten aus lateinischen und griechischen Klassikern zu verblüffen. Er überraschte mit lateinischen Stegreifversen

Hörer wie Besucher, war aber, wie der ältere Lichtenstein sagt, „unverschämt genug“, manchmal auch chaldäisch, syrisch, tameritanisch, talmudisch, rabbinisch, äthiopisch, phönizisch als ihm geläufige Sprachen zu bezeichnen, während er vom Hebräischen lange nicht so viel verstand, wie er vorgab, und arabische Schrift wohl buchstabieren und, soweit es sich um Münzinschriften handelte, lückenhaft übersetzen, aber keineswegs die arabischen Ärzte, wie er behauptete, im Urtext lesen konnte. Französisch und Italienisch konnte er lesen und verstehen, aber er sprach es aus, wie es geschrieben wurde, und blamierte sich mit dieser Aussprache und durch die verunglückte Wahl der Ausdrücke sehr peinlich, als Madame Daru ihn besuchte und er ihr den Verdauungsvorgang der Vaucansonschen Ente erklären wollte.<sup>23</sup> Für die Art, wie er sich geschickt aus zweifelhaften Situationen herauszufinden und sich trotz der Durchsichtigkeit seiner Prahlereien und Übertreibungen doch als überlegener Kopf zu behaupten verstand, ist ein Fall typisch, in dem man ihn mit seiner Behauptung, Chinesisch zu verstehen, lächerlich machen wollte. Der Graf Veltheim übergab ihm während eines Besuchs auf Harbke in großer Gesellschaft die Etikette eines chinesischen Teepakets und bat ihn, doch den Text zu übersetzen. „Alles erwartete“, wie Sybel erzählt<sup>24</sup>, „mit gespannter Begierde den Augenblick, wo Beireis belacht werden könnte, doch sein Genie trug den glänzendsten Sieg davon. ‚Himmel!‘ rief er, ‚wie kommen Sie zum Besitz dieses Papieres? Es enthält eine Stelle aus dem vorzüglichsten Romane, den Chinas klassische Literatur besitzt.‘ Spöttisch sah man ihn an, aber er ließ sich nicht irren, sondern erfand im Augenblick einen Roman und gängelte die Gefühle der Gesellschaft ganz nach Willkür; so, daß alle,

wie er es wollte, sich bald in Lachen ausschütten, bald in Tränen zerfließen oder in das tiefste Nachdenken versinken mußten. Bei der interessantesten Situation hob er das Zettelchen in die Höhe, sagte: dies ist die Stelle und schloß die Geschichte. Alles zollte ihm Dank und war nie besser unterhalten, nie angenehmer überrascht.“

Zur Beurteilung der geistigen Bedeutung anderer Gelehrter hatte Beireis sich eine Art von Skala eingerichtet. Er sprach von ganzen, halben, viertel, achtel und noch winzigeren Köpfen. Die meisten Menschen waren viertel, bestenfalls halbe Köpfe, auch Leibniz nannte er einen zweiviertel Kopf, ebenso Kästner. Ganze Köpfe aber gab es nur drei in der ganzen Weltgeschichte. Er nannte abwechselnd als ersten und zweiten Thales von Milet, Archimedes, Christus, Newton, Friedrich den Großen; den dritten aber müsse er aus Bescheidenheit verschweigen.<sup>25</sup> Manchmal genügte ihm die Form der beschimpfenden Polemik nicht als Erledigung des gelehrten Gegners, er wollte den Feind regelrecht umgebracht wissen. So rühmte er sich 1802 gegen Rudolphi, daß, als der Zoologe Götz gegen ihn zu schreiben gewagt hätte, er in den Helmstedter Zeitungen so über ihn hergefallen sei, daß Götz sich dies zu Gemüte gezogen und die Auszehrung bekommen habe. Sanders Tod habe er auf ähnliche Art bewirkt, weil derselbe ein zu großes Honorar von seinem Verleger genommen habe. Als Sander die Rezension über sich in den Helmstedter Zeitungen gelesen, sei er gestorben. Auch an des Grafen Orlow Tode wollte er schuld sein, Rudolphi konnte aber nicht erfahren, wie er diesen getötet habe.<sup>26</sup> Er genierte sich auch nicht, die bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit zu beschuldigen, ihn plagiiert zu haben. So erzählte er, Linné habe vieles, was er durch einen seiner frü-



heren Schüler erfahren, von ihm entlehnt, z. B. daß die Mäuse Musik liebten.<sup>27</sup> Auf der anderen Seite trug er kein Bedenken, aus Eitelkeit mit fremden botanischen Kenntnissen zu prunken und sich des Besitzes seltener Pflanzen zu rühmen, die ein anderer besaß. Er schrieb einmal mit eigener Hand das mehrere Bogen starke Pflanzenverzeichnis des Professors Wiborg zu Kopenhagen ab, gab es als das seinige aus und erbot sich zur Übersendung aller Gewächse und Samen, die Wiborg zu liefern erbötig war.<sup>28</sup>

Bei den Studenten galt sein Unterricht trotz aller Abschweifungen, Fabeln, Übertreibungen, Schimpfreden und Renommistereien nicht nur als unterhaltsam, sondern auch als wirklich fruchtbar. Man nahm in Kauf, daß er immer wieder mit seinen Fähigkeiten, Titeln und Ämtern protzte. Er war auch kühn genug, seinen Familiennamen als eigentlich adelig auszugeben. Der Name Beireis stamme von einem Dorfe namens Reis, „bei“ dem seine Familie eine große Besitzung besessen habe. Der Name müßte also eigentlich Bei-Reis geschrieben werden, und Herren Bei-Reis hieße ebensoviel wie Herren von Reis.<sup>29</sup> — Die Tatsache, daß ein einziger Mensch über so ungeheuer viele Gebiete sprechen konnte, dabei immer interessant sprach, wenn auch mit den unmöglichsten Abschweifungen, führte ihm immer wieder Hörer zu. Der Mathematiker Crell erklärte, „man lernt sehr viel, aber selten viel von dem, wofür man das Honorar bezahlt hat“.<sup>30</sup>

Wie mit seinen geistigen Fähigkeiten renommierte Beireis vor seinen Hörern mit seinen Körperkräften. Er wollte nicht nur der wunderbarste Reiter, Tänzer und Fechter, sondern auch der körperlich bedeutendste und kräftigste Mann unter den viel jüngeren Studenten sein. So hob er mit einer Hand eine ungeheuer schwere japanische Kugel-

büchse (übrigens ein Geschenk des Grafen Veltheim, das Beireis sofort in eine Gabe des japanischen Kaisers umwandelte), er schwenkte mit viel Gewandtheit einen Janit-scharensäbel und konnte die Luftpumpe um einige Züge mehr pumpen als die kräftigsten Hörer. Zur Legende seiner Fähigkeiten gehört aber auch die verabredete Haltung seiner Hörer, die mit ihrer Körperkraft zurückhielten, um sich über den Triumph des anscheinend überlegenen Professors zu freuen.<sup>31</sup>

Seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit setzte um so mehr in Erstaunen, als er angeblich nur drei Stunden schlief und nicht mehr als fünf Minuten zum Essen brauchte, wobei eine Tasse gekochter Mohrrüben für einen ganzen Tag ausreichen sollte.<sup>32</sup> Bei Gesellschaften wieder trank er, der sonst allen Alkohol zu meiden vorgab, so unglaublich viel Wein und Likör und aß dazu so große Mengen, daß er auch damit wieder Aufsehen erweckte.<sup>33</sup> Gegen Kartoffeln hatte er einen ausgesprochenen Widerwillen. Geistige Trägheit und körperliche Qualität erklärte er aus dem Genuß der Kartoffel. Eines Tages versuchte man ihn zu übertölpeln. Er wird zu einem Mittagessen gebeten, lobt besonders den vortrefflichen Kuchen und erkundigt sich nach dessen Zubereitung. Als die Hausfrau ihm sagt, daß er Kartoffelkuchen gegessen habe, antwortet er nur, wie richtig seine Behauptung sei, daß Kartoffeln dumm machten, habe sich hier erwiesen, denn er habe nichts davon gemerkt, daß der Kuchen mit Kartoffelmehl gebacken sei.<sup>34</sup> — Tabakgenuß hielt er für schädlich und duldete bei aller Gastfreundlichkeit auch nicht, daß in seinem Hause geraucht wurde.<sup>35</sup>

Immer wieder steht im Mittelpunkt aller Berichte über Beireis seine Kunst, Gold zu machen. Man erzählt, wie er



unermüdet viele Tage den chemischen Prozeß des Goldmachens überwacht habe; hierzu gehört auch die Fabel<sup>36</sup> von der Kiste voll Musselin- und Seidentüchern, die er nach und nach in Flammen aufgehen ließ, nur um sich wach zu erhalten und das ganze wichtige Unternehmen nicht durch Einschlafen zu vereiteln.

Im Kolleg zeigte Beireis Goldbarren als Produkte seiner Kunst und kündigte die Enthüllung des Geheimnisses für eine spätere Kollegstunde an.<sup>37</sup>

Zu diesem Kolleg seien die Hörer in Massen zusammengeströmt, aber Beireis habe sie nur zum besten gehabt und als Toren ausgelacht, die ohne Mühe und Entbehnungen reich werden wollten. Im vertrauteren Kreise teilte er dann „mit einem hochachtungsvollen Ernste und mit unnachahmlicher Würde“ die Vorschriften zum Goldmachen mit und fügte Regeln hinzu, wie man sein Gold selbst zur Münze bringe, daß man es, damit es durch Kleinheit nicht auffalle, um einige As schwerer schlagen und daß man von einem Orte zum andern reisen müsse.

Er gab Schilderungen der furchtbaren Vorbereitungen, die zum alchemistischen Prozeß notwendig seien, vor allem der, sich vierzehn Tage und Nächte gänzlich des Schlafs zu enthalten; er sprach von der Todesgefahr durch erstickende Arsendämpfe und fügte die heilige Versicherung hinzu, daß durch Goldmachversuche nie mehr als täglich ein Dukaten zu erwerben sei.

Wie Beireis sich im Kolleg über das Goldmachen geäußert hat, ist bei Sybel genau aufgezeichnet. Er bat und beschwor seine Hörer, von diesem Geheimnis nie Gebrauch zu machen. Zum Schluß sprach er über die Schändlichkeit, Geheimnisse auszuplaudern, und schilderte das Schicksal eines durch Verrat nach Konstantinopel verschleppten

Adepten. Als dieser seine Kunst mitteilen sollte, erklärte er, er wolle das noch größere Geheimnis, hiebfest zu sein, eröffnen. Er befiehlt selbst die Probe und nimmt ein Amulett in den Mund. Der Sultan säbelt ihm den Kopf vom Leib und liest auf dem Zauberzettel, der im Munde des Adepten verborgen war: „Den Tod fürchte ich nicht, aber wohl die Schande, ein Geheimnis zu verraten.“

Da Beireis selbst als Adept erscheinen wollte, war er auch in der Lage, falsche Adepten, Betrüger, die sich als Goldmacher ausgaben, zu entlarven. Als sich am Petersburger Hof ein Mann vorstellte, der sich gegen Vorschuß von einigen Tausend Rubeln bereit erklärte, Gold zu bereiten, fordert die Kaiserin Katharina den ihr rühmlich bekannten Hofrat Beireis zur Nachprüfung dieser Behauptung auf. Nagel erzählt<sup>38</sup> diese Geschichte anschaulich weiter. Beireis stellt, nachdem er den Brief von hoher Hand im Original mitgeteilt hat, seinen Zuhörern den Vorfall als eine seltene Gelegenheit dar, sich hervorzutun. Weil aber keiner von ihnen Lust bezeigt, sich in solcher Absicht auf eine so weite Reise zu wagen, so ruft er selbst zu dem Zwecke einen gewissen Schmidt zu sich, der sich sofort mit gehöriger Instruktion rüstet, den russischen Adepten in seiner Blöße darzustellen. Bei seiner Ankunft in Petersburg fordert man ihm sogleich die Erklärung ab: ob es möglich sei, aus den von dem auftretenden Alchimisten angedeuteten Materien Gold zu bereiten oder nicht? Er erklärt sich dagegen. Um nun der Sache Ernst und Nachdruck zu verleihen, zeigt man dem einen auf den Fall der Widerlegung aus der Ferne die seidene Schnur und setzt dem andern die Degenspitze auf die Brust.

Der Goldmacher findet sich ein, um den Stein der Weisen zu erzeugen. Schmidt untersucht seine Tiegel und fin-

det unter einem ausgestoßenen falschen Boden bereits das Gold, das erst durch den chemischen Prozeß gemacht werden sollte. Der Betrüger empfängt die angedrohte Strafe; sein Widersacher hingegen wird in russischem Dienste zu Ehren und Würden erhoben. Aus Dankbarkeit schenkte er seinem hochberühmten Lehrer jenen kostbaren Zobelpelz, den dieser bei kaltem Wetter zu tragen pflegte.

Soweit man an seine Goldmacherkunst nicht glaubte, schrieb man Beireis Erfindungen zu, die ihm große Summen eingebracht hätten.

Wie Sybel meint auch Bücking<sup>39</sup>, Beireis habe sich seit 1761 nicht mehr mit der Fabrikation seines „Arkans“, dem er seinen Wohlstand verdankte, einer mineralischen roten Farbe, abgegeben, weil er sich damals schon zum dritten Male bei der angestregten Arbeit eine höchst gefährliche Krankheit zugezogen habe. Trotzdem er dreimal sein Vermögen völlig verloren, sei er durch seine chemischen Kunstkenntnisse immer wieder zu Wohlstand gekommen. Zu dieser Kategorie habe auch noch eine den Indigo vollkommen ersetzende blaue Farbe und ein chemischer Prozeß gehört, der aus dem Kobalt ging; von einer sächsischen Bergwerksbehörde seien ihm dafür mehrere tausend Taler geboten worden, die er aber, wegen einer beigetzten kränkenden Bedingung ausgeschlagen habe. Ferner seien ihm für seine Methode, ohne Pottasche blau zu färben, ähnliche Anträge gemacht worden. Er habe schönen roten und blauen Siegelack hergestellt und außer wohlfeilem Essig auch einen Branntwein, der im Geschmack und Geist vom echten Franzbranntwein nicht zu unterscheiden war.

Daß auch diese Art des Goldmachens durch chemische Farbenerfindungen von einigen als der Legende angehör-



rend angesehen wurde, berichtet der Hofrat K. A. Böttiger, der Beireis zuerst 1793 besucht hat.<sup>40</sup> Böttiger erzählt, daß, wenn die gewöhnliche Tradition, Beireis sei ein Adept und könne Gold machen, und die Hypothese, daß er für seine Zinnober-Erfindungen von den Holländern große Summen erhalten habe, nicht statthaft sei, man annehmen müsse, was auch schon einige behauptet hätten, daß er in heimlichem Zusammenhang mit den Jesuiten stehe und einen großen Teil seiner Schätze nur als Fideikommiß verwalte. Böttiger nennt Beireis den „wahren Bombastus Paracelsus“ seiner Zeit.

Seine zurückgezogene Lebensweise, sein unerklärlicher Wohlstand, seine außerordentlich glücklichen Kuren, die Sammlungen und unter diesen besonders der fast berühmte Diamant, die durch unbegreifliche Kunststücke bekannte Uhr, sowie die unverständlich arbeitenden Automaten, der Glaube, daß er Gold machen könne, die verblüffenden Experimente, durch die er unwissende Gelehrte und törichte Ungelehrte zuweilen scherzend in Erstaunen und Schrecken versetzte, selbst die düstern Wände seines Wohnzimmers und der Schwefelgeruch seines Laboratoriums hielten seinen Ruf als den eines Zauberers lebendig. Bücking<sup>41</sup> erzählt, daß Beireis diese Vorurteile nicht widerlegt, sondern vielmehr bestärkt und zu verstehen gegeben habe, daß er im Besitz geheimer Kräfte sei. Durch Erzählung wunderbarer Märchen habe er auch manchen, bei dem er es für nötig fand, in Schrecken versetzt, und wenn er auch seine dauerhaften geistigen und körperlichen Kräfte nicht der Anwendung geheimer Mittel zugeschrieben hat, so hat er auch solchen Gerüchten über ihn nicht widersprochen. Der Glaube an seine Fähigkeiten als Zauberer wurde bestärkt durch die Figur eines



Teufels in seinem Arbeitszimmer, der seine herausgestreckte Zunge zeigte. Hierhin führte Beireis gerade seine Patienten vom Lande, untersuchte sie und rief plötzlich nach Licht. Er wiederholte den Ruf, sah sich spähend um und spannte die Aufmerksamkeit des durch die Untersuchung schon erregten bäuerlichen Patienten, der vor Staunen und Schreck fast umfiel, wenn er sah, daß ein Papier, das Beireis in der Hand hatte und mit dem er über die phosphorbestrichene Zunge des Teufels gefahren war, in seiner Hand hell aufbrannte.<sup>42</sup> Nach einer anderen Überlieferung hatte Beireis in dem schmalen Zugang zu seinem Arbeitszimmer ein mit einer besonderen Mechanik versehenes menschliches Skelett aufgestellt. Trat man auf ein bestimmtes Brett des Fußbodens, dann streckte das Skelett die Arme aus und umarmte den Besucher. Als der Kutscher des Grafen Veltheim einmal nach Helmstedt kam, um Beireis zu der erkrankten Gräfin abzuholen, und sich bei dem Diener meldete, dachte dieser nicht daran, daß die Skelettmechanik nicht abgestellt war, und schickte den Kutscher zum Professor ins Arbeitszimmer. Das Skelett umarmte auf dem Flur den entsetzten Kutscher. Auf sein Geschrei kam Beireis aus seinem Zimmer und versuchte ihn zu beruhigen, indem er ihm eine gestopfte Tonpfeife zum Rauchen gab. Als der Kutscher sagte, er habe kein Feuer, veranstaltete Beireis einen neuen Zauber und entzündete ein Hölzchen an der Zunge des Feuerteufels. Aber als er sich umdrehte, war der Kutscher verschwunden. Er kam ohne den Hausarzt in Harbke an und meldete dem Grafen: „Herr Graf, laten Sei den Kerl weg, de steiht mit'n Dode un mit'n Düwel in'n Bunne; mik hat de Dod all in'n Arm hat un de Düwel anespucket.“<sup>43</sup>

Wenn von Beireis als einem glücklichen und erfahre-

nen Arzt die Rede war, so wurde meist hinzugefügt, daß er ebenso sicher die Genesung wie den Tod auf die Stunde genau prophezeien könne.<sup>44</sup> Seine Medikamente wurden einer besonderen, von der damals geltenden Schulmedizin abweichenden Naturkenntnis zugeschrieben und als besonders einfach gerühmt, seine Diätvorschriften galten als Gesetze, und Geschichten von Wunderheilungen in verzweifelten Fällen verbreiteten seinen Ruhm als Arzt. Daran ließ sich aber Beireis nicht genügen. Er nannte hervorragende und berühmte Persönlichkeiten, die ihn meist als Sammler aufgesucht hatten, ohne ihn als Arzt zu konsultieren, als seine Patienten, wie u. a. den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder Friedrichs des Großen.<sup>45</sup> Arme Kranke soll er stets unentgeltlich behandelt, oft auch noch das Medikament geschenkt oder bezahlt haben. Auf seine feste Frisur, die ihn jederzeit instand setzte, auch nachts sofort das Haus in anständiger Form zu verlassen, hat er Goethe aufmerksam gemacht. Der Ruf seiner Heilkunst stieg durch die Versicherung vieler Kranker, daß Beireis sie gar nicht persönlich behandelt, sondern allein schon durch briefliche Ratschläge geheilt habe.<sup>46</sup>

So sehr mit seinem zunehmenden Alter in den Berichten über ihn seine Wunderlichkeiten immer mehr in den Vordergrund treten, seine Geltung als großer Arzt bleibt. Im Jahre 1799 beruft sich Dr. Stark der Ältere, der bei einer Pockenimpfung Todesfälle gehabt hatte, auf ihn zur Rechtfertigung mit den Worten, auch dem großen Beireis in Helmstedt seien an der Inokulation Kinder gestorben.<sup>47</sup> Vor allem wurde er gerühmt, weil er auch Menschen, die mit ihm verfeindet waren, sofort und bedingungslos mit aller Energie behandelte, wenn er gerufen wurde, weil andere Ärzte versagten.

Die Erfolge seiner ärztlichen und gelehrten Tätigkeit veranlaßten Beireis, sich mit Paracelsus zu vergleichen. Den Zeitgenossen fiel diese Gegenüberstellung auf, weil Paracelsus damals noch als Scharlatan und „ausschweifender Schwärmer“ galt.<sup>48</sup> Dagegen scheint Beireis von dritten mit dem mehr mythischen Dr. Faust verglichen worden zu sein, worüber sich bei Sybel eine sonderbare Bemerkung findet.<sup>49</sup> Sogar die Tatsache, daß er sich einen Hund hielt, wurde als eine nachahmende Anspielung auf seine Ähnlichkeiten mit Faust und Agrippa von Nettesheim gedeutet. Übrigens galt dieser Hund als das einzige lebendige Wesen, das ihn einmal aus seiner Selbstbeherrschung und Abgeklärtheit zu einem Zornausbruch gereizt haben soll.<sup>50</sup>

Auch seine Hundeliebhaberei mußte zur Vermehrung seines Ruhmes als Alleskönner herhalten.<sup>51</sup>

1805 berichtete ein Gutsbesitzer namens von Arnim über einen Besuch im Hause von Beireis, wo er zwei redende Hunde zu sehen bekommen hatte. Sie riefen: „Marie, bring Kaffee!“ und einige ähnliche Sätze. „Allerdings konnte man die Sätze nur verstehen, wenn man sich einmal die Bedeutung dieses artikulierten Gebells hatte erklären lassen, mit der menschlichen Stimme hatte diese Sprache keine Ähnlichkeit.“

Auch von Beireisens äußerem Aussehen sprach man als einem Kuriosum, da er seinen Anzug bis zu seinem Tode nicht geändert und keine Mode mitgemacht haben soll. Wie es Aufsehen erregte, als er gleich beim ersten Auftreten als akademischer Lehrer gegen alles Herkommen ohne Allongeperücke vom Katheder in der modischen Zopftracht sprach, so wunderte man sich fünfzig Jahre später über sein betont antiquiertes Aussehen. „Er trug<sup>52</sup> eine weiße ziegenhaarige niedrige Perücke, hinten mit einem kleinen



Knoten und an den Seiten mit weit vorgehenden Locken, welche am Augenwinkel anfangen und über dem Ohr endeten. Eine weiße und schmale Halsbinde wurde hinten durch eine große silberne Schnalle gehalten, und der Rock mit großen Schößen und Aufschlägen war, sowie die langgetaschte Weste und die Beinkleider, von hellblauem Tuche. Hochklappige Schuhe mit kleinen runden Schnallen und schwarze Strümpfe zierten den unteren Teil.“

Man muß sich das Erstaunen der französischen Offiziere bei der Besetzung Helmstedts vorstellen, als ihnen im Jahre 1806 der berühmte Hofrat Beireis in der deutschen Tracht von 1757 gegenübertrat.<sup>53</sup> Sein schwächlicher Körper trug einen Kopf mit auffallend blassem Gesicht und brennenden lebhaften Augen, er hätte, so wird erzählt, ausgesehen wie ein Goldmacher und Wundertäter. Als Kontrast zu seinem feingliedrigen und zarten Bau galten seine Körperkräfte auch im späteren Alter für ungeheuer, so daß man sogar der Furcht vor seiner physischen Kraft es zuschrieb, daß Diebe bei ihm nicht einzubrechen wagten.<sup>54</sup>

Seine Art überlegener Liebenswürdigkeit, sein bestrickendes Wesen als Gastgeber in seinem großen Hause, die unermüdliche Freundlichkeit beim Zeigen und Erklären seiner Sammlungen hatten ihn in allen Gesellschaftskreisen beliebt gemacht. Man beschäftigte sich dauernd mit seiner Person, man besprach seine Eigenheiten, und schließlich suchte man auch nach allgemein menschlichen Bindungen in einem Dasein, das doch nicht nur von akademischer und medizinischer Arbeit und von Sammelinteressen gefüllt sein konnte.

Beireis war nie verheiratet. Der Klatsch der kleinen Stadt erzählte, daß er mit der Frau seines Dieners Leonhard ein Verhältnis unterhalten hätte und der Vater von mehreren



der Leonhardschen Kinder gewesen sei.<sup>55</sup> Da ein Leben ohne erotische Verstrickungen unvorstellbar erschien, wurden Gerüchte von allerhand Liebesabenteuern laut.

### Die Sammlungen

Was man auch von Beireis selbst erzählen mochte: aller Ruhm, der sich an seine Person knüpfte, wurde übertroffen durch den Ruf, in dem seine Sammlungen standen. Den frühesten Niederschlag davon finden wir in einer von allen Biographen bisher unverwendeten Schilderung, die unter dem Titel „Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden vom Jahre 1782“ in Fabris Geographischem Magazin<sup>56</sup> erschienen ist.

Die Erzählung dieses Unbekannten ist auch insofern interessant, als sie zeigt, wie Beireis selbst den legendären Ruf seiner Person und seiner Sammlungen zu verbreiten und zu vertiefen bemüht war.

„Da ich auf meiner Reise auch über Helmstedt ging, so können Sie vielleicht erwarten, daß ich allerdings den berühmten Herrn Hofrat und Professor Beyreis besucht habe. Was ich bei ihm gesehen habe, will ich Ihnen hier nur kurz angeben:

1) Eine vollständige Sammlung der alten und neuesten physikalischen und mathematischen, optischen, mechanischen, astronomischen Instrumente. Die berühmte Frobische Sammlung liegt zugrunde und ist, wie Sie leicht erraten können, seit 20 Jahren mit den neuesten Erfindungen der besten Künstler in Europa vermehrt worden.

2) Eine ebenso zahlreiche als kostbare Sammlung chirurgischer Instrumente. Hier sind zuerst alle, die der selige Heister besessen, und hernach die neuesten und besten Er-

findungen der Deutschen, Franzosen und Engländer in diesem Fach.

3) Naturaliensammlungen aus allen Reichen der Natur, insbesondere aus dem Mineralreich, da Erze fast aus allen Bergwerken, auch aus Amerika, vorzüglich aber aus Sibirien, in großer Menge vorhanden sind. Ich übergehe das Kabinett vor ausgestopften Vögeln, vierfüßigen Tieren, Fische, Amphibien, im Weingeist, Insekten und den seltensten und teuersten Muscheln, um Ihnen nur unter dem Edalgestein den sonderbarsten Stein zu nennen, den ich je gesehen habe. Er heißt *Oculus mundi* oder Weltauge. Verdient je ein Stein diesen Namen, so ist es dieser, und alle übrigen Steinarten von allen Farben mögen ihn aufgeben. Er ist aus Ceylon und sieht, wenn er trocken ist, gelb und durchsichtig, wie trüber Bernstein aus. Legt man ihn aber ins Wasser, so wird er geschwind durchsichtig und wie eine brennende Kohle glühend. Alsdann erblickt man auf ihm in der Minute die Sonne als einen runden Fleck und in verhältnismäßigen Entfernungen 6 concentrische Cirkel wie die Bahnen der Hauptplaneten um die Sonne. Der Herr Professor, der als ein so großer Chemiker bekannt ist, hat mich versichert, daß er alle Proben mit diesem Stein unternommen, um zu erfahren, ob etwas von Kunst angebracht sei, aber er hat alles echt und reinste Natur befunden.

4) Ein großes Kabinett von anatomischen Präparaten von allen Theilen des menschlichen Körpers, sowohl großen, als auch der subtilen, sogar viele dem bloßen Auge unsichtbaren. Und dahin gehören alle Präparate des Anatomikers und Präparantens, des seligen Hofrat Lieberkühns in Berlin, wovon der schlechtere Ausschuß vor die russische Kaiserin für 7000 Rubel nach Petersburg gekauft wurde.

Jedes subtile Präparat hat sein eigenes von diesem großen Künstler aus Gold und Silber dazu verfertigtes Mikroskop, in einer sauber gearbeiteten vergoldeten Kapsel, worin das Präparat enthalten und vor Staub und aller Verletzung verwahrt wird. Auch befinden sich dabei alle unter Lieberkühns Aufsicht von dem von dem Hofmaler Falbe durch das Mikroskop gemachten Gemälde.

5) Ein Münzkabinett, worin die ältesten phönicischen, griechischen, und römischen goldenen, silbernen und kupfernen Münzen, die sogen. numi folidi, die anfangen, wo die römischen und byzantinischen Münzen aufhören; die vollständige Sammlung von Bracteaten, von der größten Art von einigen Zollen im Durchmesser, bis auf die kleinsten und selbst arabische Bracteaten, woran man sonst gezweifelt hatte. Von den neueren und seltensten in den drei Metallen, auch ganze Münzen Suiten von einigen Häusern, z. E. — neuern römischen Kaisern, Königen, Kurfürsten, auch Reichsstädten, befindlich sind. Der Hauptvorzug dieser Sammlung aber ist die älteste Münze in der ganzen Welt ... Auch sind darin 8 sog. Numi unici, die nur einmal in der Welt anzutreffen sind, wovon drei aus der Witzleben'schen Sammlung.

6) Die Sammlung von Gemmen, oder alte von griechischen und römischen Künstlern geschnittene Steine, ist zusammen nicht allzugroß ... doch erwartet er einen prächtigen Zuwachs derselben aus Paris, wo im vorigen Jahre die Sammlung von Gemmen, die König Jacob II. von England mit nach Frankreich genommen, verauktioniert wurde, die er erstanden hat.

7) Was soll ich von der auserlesenen Bibliothek sagen, die sich nicht nur auf alle mathematischen Wissenschaften, sondern auch auf das Rareste in allen Wissenschaften und



Künsten erstreckt? Unter diesen letzteren sind vorzüglich merkwürdig alte Typen, oder die ersten Abdrucke der Erfindung in der Buchdruckerkunst von Anfang an bis 1500. Man kann auch davon einen Abdruck von auf Tafeln geschnittenen unbeweglichen und ganz zusammenhängenden Buchstaben, wie noch jetzt die Sineser drucken, sehen, desgleichen auch sinesische Bücher.

8) Ebenso kostbar ist die Sammlung von alten und neuesten vortrefflichen und teuersten Kupferstichen aus allen Nationen . . .

Unter den Kunststücken, die der Herr Hofrat besitzt, nimmt sich besonders eine Uhr aus, die von denen, die sie gesehen haben, den Namen der „Zauberuhr“ erhalten, weil ihre Wirkungen so wunderbar sind, daß eben, so viel mir wissend, bisher von keinem haben erklärt werden können. In Wekhrhins Chronologen finden Sie eine wohl mangelhafte Beschreibung davon.

Diese Uhr ist sehr künstlich und kostbar gearbeitet, ist so accurat als irgend eine astronomische Penduluhr. Sie steht auf einem Tische und hat eine Walze und Flöten, worauf 8 Stücke gespielt werden. So hat sie der Herr Hofrat gekauft. Was er nun hinzugesetzt und wodurch sie zu der Vollkommenheit gekommen, daß sie den Namen einer „Zauberuhr“ führt, ist dieses. Zuerst sind auf der Walze solche Einrichtungen gemacht, daß die Musik jetzt alle Delikatessen und Manieren eines Virtuosen hat. Hernach kann die Uhr, durch bloßes Vorhalten der Hand, vor ihrem Oberteil, welches eine aus Metall gearbeitete vergoldete Diane ist, die einen Speiß in der Hand hält, zum Schlagen und Spielen bewegt werden. Je länger jemand die Hand vorhält, desto länger schlägt und spielt die Uhr. Sobald er die Hand zurückzieht, steht die Uhr still. Man

kann die Uhr von einem Tisch auf den andern setzen, es erfolgt unter den angegebenen Umständen immer dasselbe, sodaß nicht der geringste Verdacht einer Taschenspielererei stattfindet.

Es sind noch andere Kräfte in diese Uhr gelegt, von welchen ich aber keine Erfahrung zu machen Gelegenheit hatte. Das habe ich von Herrn Professor selbst gehört, daß die auf der Uhr sitzende Diane sogar die Zahlen schlägt, die ein Fremder in Gedanken hat, ohne daß er diese irgendwie jemand anzusagen nötig hat. Er macht aber dieses Experiment sehr selten, weil, wie er sagt, die Maschine in ihrem sehr feinen und künstlichen Räderwerk dadurch leicht Schaden nehmen kann. Der Prinz Heinrich von Preußen und der jetzt regierende Herzog von Braunschweig haben dieses Experiment selbst gesehen.

Helmstedt ist glücklich, einen Mann zu besitzen, der nicht nur solche Schätze hat, sondern auch damit andern zu nützen so willig ist. Und wer Zutritt zu ihm hat, sich lange genug da aufhält und wißbegierig ist, lernt da mehr, als wenn er halb Europa durchstrichen hätte.“

Die fabelhaften Geschichten über die Sammlungen vermehrten sich mit deren Wachstum und der Zahl der Besucher. So ist dem Bericht von 1784 noch mancherlei spätere Mitteilung nachzutragen:

Von den Lieberkühnschen Präparaten verkündete Beireis, daß ohne dieses Anschauungsmaterial, für das er 280 Friedrichsdor bezahlt habe, überhaupt keine vollendete Kenntnis des menschlichen Körpers möglich sei. Im Kolleg erklärte er wiederholt, „solange Helmstedt diesen Schatz besitzt, wird man außer Helmstedt keinen Arzt bilden können“.<sup>57</sup>

In einer märchenhaften Version über den Ankauf der Präparate wird erzählt<sup>58</sup>:

„Als Lieberkühn zu Berlin gestorben war, trug die Russische Kaiserin dem Fürsten Orlow auf, sie zu kaufen. Man verlangt 14000 Thaler. Der Fürst handelt; Beireis erfährt dies, eilt mit Extrapost hin, zahlte, unterdessen die Pferde wechseln, 14000 Thaler und kehrt überglucklich nach Helmstedt zurück. Der unangenehm überraschte Fürst reist ihm nach, bietet ihm Vorteil, droht, fleht, flucht, aber Beireis bleibt unerbittlich, ‚Fürst,‘ antwortet er ihm, ‚wenn Gott selbst vom Himmel stiege, vor mich träte und spräche: Beireis, siehe ich will dir geben ganz Deutschland-Europa, Asia-Afrika-Amerika – die ganze Welt und alles, was darinnen ist – gib mir das Kästchen, so spräche ich dennoch: das kann ich nicht!‘“

Die Vergrößerungen durch die zu den Präparaten gehörigen Mikroskope gab er auf das 60000 Millionenfache an. Er zeigte auch gern angeblich selbst angefertigte Präparate, so auch die *fibra simplicissima*, die er sich im Kolleg einmal aus der Wade geschnitten haben wollte. Beireis sagte zu Rudolphi, der nichts als ein Härchen erkennen konnte: „Da hat mir wieder ein *Acarus* den Streich gespielt, das Präparat weggefressen und sein Gespinst an die Stelle gesetzt.“<sup>59</sup>

Während Goethe die Zauberuhr nicht in Tätigkeit sah, liebte es Beireis, harmlosere Besucher mit ihr zu verblüffen. Nach der Überlieferung soll es nicht einmal notwendig gewesen sein, daß der Besucher die Hand nach der Uhr ausstreckte, um sie zum Schlagen zu bringen, es genügte schon, wenn der Fremde sich die Anzahl der Schläge dachte, und Beireis hat einmal gesagt, daß er selbst das



richtige Schlagen bewirke, weil er den Leuten ihren Willen vom Gesicht ablesen könne.<sup>60</sup>

Die astronomische Uhr von Homann und die Hahnsche Rechenmaschine hat Beireis wohl erst nach Fabris Besuch erworben. Einen Hauptanziehungspunkt der Sammlung physikalischer Instrumente bildeten die halben Hohlkugeln, mit denen Otto von Guericke seinen berühmten Luftpumpenversuch angestellt hatte.

Als Böttiger 1793 Beireis zum erstenmal besuchte, bewunderte er unter anderm auch Münzen, die aus Herculanium stammen sollten, wo Beireis schon seit Jahren auf eigene Unkosten Arbeiter zu unterhalten behauptete, die, wenn die Wachen abgelöst wurden, sich unbemerkt einschlichen und für ihn nach Münzen stöbern mußten. Böttiger fand die Schätzung des Metallwertes der Münzsammlung auf 20000 Taler, nach dem er sie drei Stunden lang besah, „nicht mehr so extravagant und lächerlich“.<sup>61</sup>

Unter den Gemmen zeigte Beireis besonders gern einen Christuskopf, den Dioskorides nach dem Leben geschnitten und Christus selbst dem König Abgar von Edessa geschenkt haben sollte.<sup>62</sup> Auch den Christuskopf auf einer Weberei gab er als authentisches Porträt aus, weil die lateinische Inschrift dies behauptete. Als ein Student eine Weberei der Sammlung auf zwanzig Taler schätzte, erklärte Beireis, der richtige Preis sei 30000 Taler.<sup>63</sup>

In seiner Bibliothek zeigte er nur wenig. 1802 erklärte er Rudolphi, er habe von allen Büchern drei Exemplare, eins zum eigenen Gebrauch, eins zu seinen Vorlesungen und eins zur Reserve, wenn das zweite verbraucht sei.<sup>64</sup>

Als Beireis die drei Automaten Vaucansons kaufte, die der Mechaniker Du Moulin bei dem Pflügerschen Handelshaus in Nürnberg gegen ein Darlehen versetzt, aber nicht

eingelöst hatte, mußten sie mit großen Kosten repariert werden, weil Du Moulin die Schlüssel zum Aufziehen der Werke mitgenommen und die Ketten ausgehängt hatte. Die Ente bewegte Hals und Flügel, schnatterte, tauchte, fraß Körner, trank Wasser und verdaute, wobei leichtgläubigen Besuchern die Verdauung als natürliche hingestellt wurde. Der zweite Automat war ein Pfeifer, der mit der linken Hand eine Pfeife an den Mund hielt, auf der er zwanzig verschiedene Stücke blasen konnte, während die rechte eine baskische Trommel mit einfachem und doppeltem Schlag und der Flötenmusik entsprechender Stärke schlug. Das erstaunlichste Kunstwerk war der Flötenspieler, eine dem Faun von Coyseveau nachgebildete, auf einem Felsen sitzende Figur, die zwölf Stücke vortragen konnte. Beireis ließ einen französischen Mechaniker an dem Flötenspieler herumexperimentieren und antwortete, wenn man ihn fragte, was der Franzose dort schaffe, der Flötenspieler erhalte eine Einrichtung, um jeden ihm vorgelegten Notentext vom Blatt zu spielen.<sup>65</sup> In der Reisebeschreibung des Holländers Meermann<sup>66</sup> steht denn auch als erstaunliche Tatsache, daß der Flötenspieler jedes ihm vorgelegte Stück spiele.

Wenn Beireis seine Mineralien zeigte, wurden die Besucher besonders auf das „Weltauge“ hingewiesen. Über den Erwerb wußte er eine phantastische Geschichte zu erzählen.<sup>67</sup> „Als einst Chinas Kaiser in der größten Geldverlegenheit war und ungeheure Summen gebrauchte, wandte er sich an die Kaufleute Hollands, damals im Besitze vom größten Teile des baren Geldes, und bot diesen Stein zum Unterpfande. Unkundig seines Wertes und mißtrauisch gegen Chinas Bewohner, werde ich darüber um Rat gefragt und erkläre voller Bewunderung, daß alles

bare Geld der Erde lange nicht hinreiche, um diesen Stein zu bezahlen. Hierauf wurde das Geschäft abgemacht zur Zufriedenheit beider Teile, und der unbezahlende Schatz ruhte im Geldkasten der Holländer; doch dies nicht lange Zeit: mit ihm war kein Wucher zu treiben, und der geldgierige, mißtrauische Kaufmann glaubte mich überreden zu müssen, ihm die vorgeschossene Summe zu geben und statt dessen den Stein zu erhalten. Groß, unaussprechlich groß war meine Freude, gleich zahlte ich die Summe und war fast wonnetrunken; denn nie hätte ich glauben können, der überglückliche Besitzer dieses Stückes zu werden. Zwar bin ich es nicht eigentlich, es gehört noch dem Schatze von China; aber ich bin auch gewiß, daß dieser nie wieder so viel bares Geld zusammen zu bringen vermag, um sein versetztes Pfand einlösen zu können.“

In einem Brief aus dem Jahre 1809 versuchte Beireis den Superintendenten Helmuth, der eine „Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens“ geschrieben hatte, von dem in Zweifel gezogenen Wert seines Weltauges zu überzeugen.<sup>68</sup>

Als kostbarstes Wertstück seiner Schätze bezeichnete Beireis seinen Diamanten, den er beim Besuch Goethes ganz unzeremoniös und gar nicht magierhaft einfach aus der Hosentasche zog und den Goethe für einen madagassischen Kiesel hielt. Beireis schreibt in einem Brief an Helmuth vom 24. März 1809: „Von diesem meinem Diamanten ist es völlig wahr, daß er nach der bekannten Bestimmungsart von allen Monarchen Europas zusammengenommen nicht bezahlt werden könne.“

Der geheimnisvolle Ruf dieses Diamanten wurde durch die Art, wie Beireis ihn verborgen hielt, erhöht. Von seinen Kollegen an der Universität hatte ihn kein einziger gesehen,



auch wurde er nur wenigen Besuchern gezeigt, wie er selbst in dem Brief an Helmuth sagt. — Sonst hatte Beireis immer neue erstaunliche Gründe, um den Diamanten nicht zu zeigen. Das Aufschließen der Schlösser und das Auspacken dauere zwei volle Stunden. Einem sachverständigen englischen Mineralogen erklärte er, der Stein sei gerade in Ostindien. Ein andermal war er eben der Kaiserin Katharina II. zur Ansicht geschickt worden. So mag das Gerücht entstanden sein, Beireis könne den Stein willkürlich in jeden Teil der Welt fort- und wieder zurückzaubern. Wenn man ihn fragte, woher er den Stein habe, so erzählte er einmal ebenso wie früher vom Weltauge, der Kaiser von China habe ihn bei ihm versetzt und könne ihn nicht wieder einlösen; ein andermal, der Stein sei der Lohn für eine wunderbare Heilung.<sup>69</sup> Von dieser Wunderkur erfahren wir: Ein gewisser Herr Kulmann, der ein bedeutendes Vermögen hatte, beerbt seinen Oheim, welcher in Indien Schätze gesammelt, kann des Glücks aber nicht genießen, denn eine der unheilbarsten Krankheiten raubt ihm jeden Frohsinn und spottet der Kunst aller Ärzte, obgleich er den Rat der vorzüglichsten in Anspruch genommen. Endlich kommt er zu Beireis, und rasch, angenehm und sicher geheilt, weiß er dem Danke keine Grenzen zu setzen, besonders, da er dem Arzte das reiche Naturalienkabinett des Oheims zur Auswahl überlassen und dieser nichts zu haben verlangt als einen unscheinbaren Kiesel, unter dessen Hülle er aber den größten Schatz der Welt erkannte.

Beireis, so hören wir weiter, habe, um sich vor Beraubung zu schützen, elf ähnliche Steine anfertigen lassen und zusammen mit dem echten in zwölf gleichen Etais an ebenso viele zuverlässige Freunde in zwölf verschiedenen

Städten verteilt. Er allein wisse, wo der echte Diamant sei.<sup>70</sup> Wie Goethe, so hat er auch andern Besuchern erzählt, daß die Prüfung des Diamanten unter der Muffel durch Verbrennung einen millionenfachen Kapitalverlust verursacht habe. Er behauptete auch, daß er den Diamanten nicht schleifen lassen könne, weil die Arbeit fünfzehn Jahre dauern würde und auch gar nicht genug Diamantstaub vorhanden sei, um diesen Riesen von Diamant zu bearbeiten. Auch könne er eine solche Kostbarkeit nicht aus der Hand geben. Als er im Jahre 1808 von seinem alten Freund, dem Hamburger Arzt Dr. Lichtenstein<sup>71</sup>, besucht wurde und Lichtenstein nach dem Diamanten fragte, behauptete Beireis, er habe ihn weggegeben, um zu der im Königreich Westfalen ausgeschriebenen Vermögenssteuer nicht herangezogen zu werden.<sup>72</sup> Im gleichen Jahr sagte er einem Studenten, die Zeitverhältnisse hätten ihn veranlaßt, den Stein aufzulösen, sobald aber wieder Frieden in Europa herrschte, würde er den Diamanten wieder kondensieren.<sup>73</sup> – Für Beireis blieb der Diamant eine unschätzbar hohe Kostbarkeit, die kein Reich der Welt zu bezahlen vermochte und die er nach seinem Tode auch in keines Menschen Hände kommen lassen wollte. Geheimnisvoll sagte Beireis zu Sybel: „Aufsteigen soll er zum Urquell, von dem er ausging. Er ist das Köstlichste meines Besitztums und die Menschheit, die mich nicht zu würdigen weiß, seiner unwert.“<sup>74</sup> Einem Großneffen erklärte er im Jahre 1808, daß man nach seinem Tode den Diamanten nicht auffinden würde.<sup>75</sup> Da dies tatsächlich der Fall war, so erhielt sich die Legende, Beireis habe ihn in Flammen aufgehen lassen, um sich an dem kostspieligsten Feuerwerk der Welt zu ergötzen.

Die Geduld seiner Besucher unterwarf Beireis bei der

Vorweisung seiner Gemälde der schwersten Belastungsprobe. Er häufte große Namen, märchenhafte Provenienzen und gigantische Preise aufeinander, und zu seiner Zeit nicht nur, sondern auch nach seinem Tode galten die meisten Gemälde seiner an den Schlafzimmerwänden hintereinandergestapelten Galerie als authentische Produkte der vornehmsten Künstler der europäischen Malerei. In dem wohl nur in einem einzigen Exemplar erhaltenen Verzeichnis seiner Gemäldesammlung, das nach seinem Tode zum Zwecke der Versteigerung gedruckt wurde, ist im Vorwort ein langer Brief von Beireis über seine Bilder abgedruckt, der die von ihm selbst in die Welt gesetzte Legende besser als jeder Besucherbericht veranschaulicht.<sup>76</sup> Überraschend und erstaunlich war es für die Beschauer der Gemälde, daß Beireis ihnen auf der Rückseite jedes Bildes ein von ihm geschriebenes Distichon zeigte, in dem er Namen des Meisters, Gegenstand und Art des Gemäldes verherrlichte.

Er rühmte sein Bestreben, von jedem Künstler je ein Werk der frühen, der unvollendeten und der Meisterperiode zu besitzen. Dies sei ihm bis auf ein Jugendwerk von Cimabue gelungen, das er aber auch demnächst in England auf einer Versteigerung, zu der er unbeschränkten Auftrag gegeben habe, erwerben würde.<sup>77</sup> Zweifel an der Echtheit wurden unter Zuhilfenahme von Auktionskatalogen und Kunstgeschichten widerlegt.<sup>78</sup>

Der Glaube an den ungeheuren Wert der Gemälde starb mit dem Tode des Sammlers nicht aus. Knebel schrieb an Goethe, man müßte etwas unternehmen, um wenigstens einen Teil dieser unersetzlichen Schätze für Weimar zu sichern.

Die Schätze in seinem Hause, behauptete Beireis, seien



magisch beschützt. Als Dr. Sybel beim Verlassen des Hauses sein Befremden äußerte, daß Beireis nicht einmal Fensterläden an seinem Hause habe und so große Schätze so nicht verwahre, gab Beireis nicht undeutlich zu verstehen, daß niemand es wagen dürfe, ihn zu bestehlen, und wies durch manche Äußerung auf geheime Kräfte hin, die ihm zu Gebote ständen.<sup>79</sup>

## ANMERKUNGEN ZU II

<sup>1</sup> Die frühesten ins Jahr 1755 zurückreichenden Nachrichten über Beireis gibt der Braunschweiger Anatom Urban Friedrich Benedikt Brückmann (1728—1812) in einem Schreiben „Bemerkungen über den seligen Beireis“ an den Herausgeber der Zeitschrift „Neues Archiv für medizinische Erfahrungen“ Band 14 (Archiv für praktische Medizin und Klinik Bd. 10), Ernst Horn, auf Seite 307 bis 321. <sup>2</sup> „Biographische Nachrichten über den zu Helmstedt verstorbenen Hofrath und Doctor G. C. Beireis.“ Berlin bei Friedrich Maurer, 1811, 72 S. kl. 8°. Aus der Unterzeichnung der „Vorrede“ mit „Dr. Sybel“ ergibt sich der Verfasser. Dr. Joh. Karl Sybel, Direktor des Krankenhauses in Brandenburg, hatte zuerst im „Brandenburgischen Anzeiger“ (27.—30. Seite) vom 3. bis 14. März 1810 über Beireis berichtet. Dieser Bericht ging durch Karl August Böttiger ins Maiheft des Jahrganges 1810 von Wielands „Teutschem Merkur“ über, wo schon früher im Novemberheft des Jahres 1809 einige kleinere Nachrichten über Beireis erschienen waren. Der Sybelsche Bericht wanderte dann weiter in die „Hamburgischen Adreß-Comptoir-Nachrichten“ und in die „Casselsche Allgemeine Zeitung“. Ergänzt wurde dieser Nachdruck wieder durch einen früheren Schüler von Beireis im „Westfälischen Moniteur“ vom 16. November 1810. Der Sybelsche Aufsatz fand den Widerspruch eines Beireis-Schülers, des Hamburger Pädagogen J. C. D. Curio, im 8. Heft des 14. Bandes der „Nordischen Miscellen“. Sybels Arbeit erschien im Jahre 1811 bei Maurer in Berlin als abgeschlossenes Büchlein unter dem Titel „Biographische Nachrichten über den zu Helmstedt verstorbenen Doktor und Hofrat G. C. Beireis“ mit einem „Nachtrag“, in dem

sich Sybel mit dem Angriff Curios beschäftigt. <sup>3</sup> Friedrich Hermann Klencke, „Der Adept zu Helmstedt“. Historischer Roman. 1–4. Band, Leipzig, Adolph Wienbrack, 1851. — Ludwig Bechstein, „Die Geheimnisse eines Wundermannes“. Erster bis dritter Teil, Leipzig, W. Einhorn, Pest, C. A. Hartleben, 1856.

<sup>4</sup> Sybel, S. 35. <sup>5</sup> Sybel, S. 7. <sup>6</sup> Sybel, S. 7–25. <sup>7</sup> Sybel, S. 12.

<sup>8</sup> C. von Heister, „Nachrichten über Beireis“, Berlin 1860, S. 52.

<sup>9</sup> Heister, S. 52. <sup>10</sup> Sybel, S. 12. <sup>11</sup> Heister, S. 53. <sup>12</sup> Nach Curio zitiert Sybel, S. 65. <sup>13</sup> Heister, S. 187. J. J. H. Bücking, Gottfried Christoph Beireis, S. 95. — Bückings Arbeit erschien als Artikel in den „Zeitgenossen“ zweiten Bandes vierte Abteilung, Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus, 1818, S. 66–122.

<sup>14</sup> Heister, S. 187. <sup>15</sup> Sybel, S. 15. <sup>16</sup> Heister, S. 55. <sup>17</sup> Sybel, S. 36. <sup>18</sup> Sybel, S. 38. <sup>19</sup> Sybel, S. 39. <sup>20</sup> Brückmann, S. 308. Heister, S. 64. <sup>21</sup> Heister, S. 73. <sup>22</sup> Oscar Justinus, „Ein Studentenleben vor 100 Jahren“, Artikel im „Braunschweiger Tagblatt“, 1889, Nr. 464, zit. bei Paul Alfred Merbach, Gottfried Christoph Beireis in den „Mühlhäuser Geschichtsblättern“ Band 29, Mühlhausen i. Thür. 1930, S. 32. <sup>23</sup> Anton Aug. Heinrich Lichtenstein, Brief an einen unbekanntenen Adressaten, den der Verfasser mit „Du“ anredet und der Beireis als „gemeinsamen Lehrer“ nennt, vom 4. März 1810, zitiert nach dem Autograph in der Handschriften-Abteilung der Preussischen Staatsbibliothek-Berlin. (Germ. 4<sup>o</sup> 854) S. 22–26. <sup>24</sup> Sybel, S. 21.

<sup>25</sup> Sybel, S. 46. <sup>26</sup> Karl Asmus Rudolphi, „Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeschichte, Medizin und Tierarzneikunde, auf einer Reise durch einen Teil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt. 1804, Bd. I. S. 57ff. Rudolphi (1771–1832), seit 1810 Professor der Anatomie in Berlin, hat Beireis 1793 besucht. Er berichtet auch, daß nach den Angaben von Beireis dessen Schüler Wilke posttäglich an Linné geschrieben habe. Vgl. dazu Merbach a. a. O. S. 13. Rudolphis Bericht ist auszugsweise abgedruckt im „Museum des Wundervollen usw. . .“, 1805, IV. Bandes, 3. Seite, S. 247. Vgl. Anm. 51. <sup>27</sup> Rudolphi a. O. <sup>28</sup> Sybel, S. 14. <sup>29</sup> Curio, Nordische Miscellen, XIV. Bandes 8. Heft, zit. bei Sybel, S. 60. <sup>30</sup> Heister, S. 81. Florenz Friedrich von Crell (1744–1816) scheint Beireis besonders nahe gestanden zu haben. Crell war Bergrat und Professor der Chemie und Mineralogie an

der Universität Helmstedt, nach deren Auflösung Ordinarius für Chemie zu Göttingen. Er war wie Beireis ein Gegner Lavoisiers und blieb Anhänger der Phlogiston-Theorie. <sup>31</sup> A. A. H. Lichtenstein (d. Ältere) a. a. O. S. 4. <sup>32</sup> Sybel, S. 15. <sup>33</sup> H. Lichtenstein (d. Jüng., Sohn des vorigen), „Der Hofrat Beireis in Helmstedt und das Universitätswesen seiner Zeit“. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung des wissenschaftlichen Vereins zu Berlin am 29. März 1845 in „Historisches Taschenbuch“. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge, 8. Jahrgang. Leipzig, Brockhaus 1847, S. 279. <sup>34</sup> Sybel, S. 44. <sup>35</sup> H. Lichtenstein (d. Jüng.) a. a. O. 279. <sup>36</sup> F. G. Nagel, Gottfried Christoph Beireis, Artikel im Magazin der Biographien denkwürdiger Personen der neueren und neuesten Zeit. Quedlinburg 1817, III. Bandes 2. Heft, S. 217. <sup>37</sup> Sybel, S. 25 ff. <sup>38</sup> Nagel, S. 203. <sup>39</sup> Bücking, S. 74 u. 92. <sup>40</sup> Karl August Böttiger war in den Jahren 1793, 1794 und 1799 bei Beireis. Aus seinen Reiseberichten, die in der Landesbibliothek zu Dresden aufbewahrt werden, hat Heister auf Beireis bezügliche Stellen abgedruckt (Heister, S. 251 ff.), aber gerade Momente vernachlässigt, die jedenfalls zum legendären Porträt neue Beiträge bringen. <sup>41</sup> Bücking, S. 77. <sup>42</sup> Sybel, S. 14. <sup>43</sup> Rudolphi, S. 248. <sup>44</sup> Curio a. a. O., zit. bei Sybel, S. 61, Lichtenstein d. Jüng. S. 283 und . . . Heister Cap. V., S. 91 f. Bücking, S. 108. <sup>45</sup> Sybel nach Brückmann, S. 71. <sup>46</sup> Heister druckt auf S. 373 unter Nr. 54 der „Beilagen“ einen solchen Fernbehandlungs-Brief von Beireis ab. <sup>47</sup> Heister, S. 103. <sup>48</sup> Sybel, S. 46. <sup>49</sup> Sybel meint (A. 47): „Vielleicht hätten (Beireis) die Eigentümlichkeiten Paracelsischer Zeit, mit seinem steten Streben, tief verborgene Kenntnisse und wundervolle Ehrenbezeugungen erringen zu wollen, nicht nur diesem Manne, sondern sogar dem berühmten jüngeren Dr. Faust ähnlicher gemacht. Auch Beireis geizte häufig nach dem Lobe der unkundigen Menge, welche fast ausschließlich das Publikum Fausts war; denn aus ihr heraus durfte dieser sich nicht wagen.“ <sup>50</sup> Sybel, S. 48. <sup>51</sup> Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter und herausgegeben von I. A. Bergk und F. G. Baumgärtner. 4 Bände, Leipzig, Baumgärtner, 1805, IV. Bandes 4. Stück, S. 257. Der Bericht ist gezeichnet mit: v. Ar—m, also sicher eine Abkürzung für „von Arnim“.



<sup>52</sup> Sybel, S. 5 und 6. <sup>53</sup> Lichtenstein d. Jüng., S. 275. <sup>54</sup> Lichtenstein d. Ält., S. 5. <sup>55</sup> Heister (S. 176) erklärt sich außerstand, „an ein widerwärtig schmutziges Verhältnis bei einem Manne zu glauben, in dessen übrigen Leben durchaus sittliche Reinheit waltet“. <sup>56</sup> Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden vom Jahre 1782 in M. Johann Ernst Fabris, Inspektors der königlichen Freitische und Sekretairs der hallischen naturforschenden Gesellschaft, Geographischem Magazin, II. Bd., Heft 5—8, Dessau und Leipzig . . . Buchhandlung der Gelehrten 1783. S. 461. <sup>57</sup> Heister, S. 235. <sup>58</sup> Sybel, S. 9. <sup>59</sup> Vgl. Anm. 26 u. 51. <sup>60</sup> Heister, S. 216. <sup>61</sup> Böttiger a. a. O. abgedruckt bei Heister, S. 262. <sup>62</sup> Heister, S. 240. <sup>63</sup> Heister, S. 246, Anmerkung. <sup>64</sup> Rudolphi a. a. O. und im Museum des Wundervollen (vgl. Anm. 51), 4. Bandes 3. Stück, S. 248. <sup>65</sup> Heister, S. 213. <sup>66</sup> J. Meermann, Reisen durch Preußen, Österreich, Sizilien und einige an jene Monarchien grenzende Länder, übersetzt aus dem Holländischen von Prof. Lueder in Braunschweig. I. Teil, S. 87ff. <sup>67</sup> Sybel, S. 53. <sup>68</sup> Abgedruckt bei Sybel, S. 55f; ebenfalls in einer „in mehrern Ausdrücken“ abweichenden Fassung bei K. Lichtenstein (d. Jüng.), S. 291, die auch mit einer alten Abschrift des Briefes im Nachlaß des älteren Lichtenstein in der Handschriftenabteilung der Preussischen Staatsbibliothek übereinstimmt. <sup>69</sup> Heister, S. 228. <sup>70</sup> Heister, S. 228. <sup>71</sup> Lichtenstein d. Ält. <sup>72</sup> Heister, S. 232. <sup>73</sup> Heister, S. 232. <sup>74</sup> Sybel, S. 11. <sup>75</sup> Heister, S. 232. <sup>76</sup> Heister zitiert aus diesem langen Briefe, der auch im Auktionskatalog der Gemälde nicht vollständig abgedruckt ist, nur einige wenige kurze Stellen auf S. 241 und 244 und behauptet, der Brief aus dem Jahre 1808 sei an einen Kunstfreund namens Henry gerichtet gewesen. <sup>77</sup> Sybel, S. 8. <sup>78</sup> Heister, S. 85. <sup>79</sup> Sybel, S. 11 und 12.

### III

#### DIE WIRKLICHKEIT

#### Herkunft und Anfänge

Die Familie Beireis<sup>1</sup> war seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen ansässig, wo stets von einem Familien-

angehörigen das Geschäft der Lohgerberei betrieben wurde. Der Vater unseres Professors war der am 25. Juni 1692 geborene Kammerschreiber und Ratsherr Jacob Christoph Beireis, dessen Mutter, eine geborene Stüler, aus der gleichen Familie stammte wie der berühmte Baumeister. Gottfried Christoph Beireis kam am 28. Februar 1730 als drittes Kind seiner Eltern zur Welt. Zwei Jahre später, am 20. März 1732, mußte der Vater, der als Ratsherr auch das Amt eines Kriegskommissars der freien Reichsstadt verwaltete, bei einem Aufstand der Bürgerschaft gegen den Rat, sich gegen die eigenen Mitbürger mit den Waffen verteidigen und schwer verwundet fliehen, während sein neu-erbautes Wohnhaus von den Gegnern, den sogenannten Rumorknechten, völlig zerstört wurde. Seiner Frau gelang es, mit den vier Kindern auf einem Ackerwagen versteckt, zu ihrem Mann zu flüchten. Als Begleiter des Reichsexekutors rückte der Ratsherr Beireis wieder in die Stadt ein, in der er später als Polizeidirektor und Brandmeister so erfolgreich tätig war, daß man ihm sogar übernatürliche Kräfte bei der Bekämpfung des Feuers zuschrieb. Am 2. April 1745 starb er an den Folgen schwerer Brandverletzungen. Sein Vermögen war nicht nur durch die Zerstörung des Hauses, dessen Wiederaufbau aus öffentlichen Mitteln er abgelehnt hatte, sondern auch durch Bürgschaften für ausländische Werbeoffiziere, deren Treiben die freie, aber ohnmächtige Reichsstadt nicht verhindern konnte, größtenteils verloren gegangen. Seine Witwe blieb in dürftigen Verhältnissen zurück. An der Erziehung seines dritten, ungewöhnlich begabten Sohnes Gottfried Christoph hatte er lebhaftes Interesse genommen und dem Knaben schon sehr früh durch Hauslehrer Unterricht im Englischen, Französischen, Italienischen, in Geschichte, Physik und

Mathematik erteilen lassen. Im Gymnasium, in das der junge Beireis 1738 eintrat, hat er dann unter dem ausgezeichneten Philologen Gottfried Boettger das vortreffliche Latein erlernt, das er zeitlebens einwandfrei beherrschte. Ob er noch zu Lebzeiten seines Vaters unter Leitung des Stadtphysikus Krankenhäuser besucht, Sektionen beigewohnt und medizinische Studien getrieben hat, erschien auch Heister schon höchst zweifelhaft<sup>2</sup>; ebenso kann in der pädagogischen Förderung eines frühreifen Knaben noch keine Dressur zum Wunderkind erblickt werden.<sup>3</sup> Jedenfalls reichen weder der Ruf des Vaters als wundertätiger Brandlöscher noch die Unterstützungen des kindlichen Wissensdurstes dazu aus, um das bei Beireis später entwickelte abnorme Geltungsbedürfnis und seine absonderliche Lebenshaltung zu erklären, wie dies vielfach versucht worden ist.

Am 28. Oktober 1750, in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre, wird Beireis an der Universität Jena als Student der Jurisprudenz immatrikuliert. Daß er auch Theologie studiert habe, hat er später wohl lediglich behauptet, um sich wichtig zu machen und sich einen faustischen Nimbus zu geben.<sup>4</sup> Glaubhaft ist es dagegen, daß er während seiner Universitätszeit gefochten und geritten hat, da er sich auch bis ins späte Lebensalter hinein eine erstaunliche Körperkraft und Gewandtheit bewahrte. Einer studentischen Verbindung hat Beireis nicht angehört, wohl aber einer Gesellschaft „Verehrer der Dichtkunst“, in der er einen Vortrag in deutscher Sprache hielt, der gedruckt worden, aber verloren gegangen ist.<sup>5</sup> Ein Abschiedsgedicht, das ihm von seinen Freunden beim Weggang von Jena überreicht wurde, ist noch vorhanden.<sup>6</sup> Ende 1753 verläßt Beireis die Universität; kurz vorher soll er der Mutter



geschrieben haben, er brauche nur noch einmal eine geringe Unterstützung, er stehe auf dem Punkt, eine Entdeckung zu machen, die sie für immer jeder Sorge entheben und sie mit Reichtum überschütten würde. Dieser von Heister erwähnte Brief<sup>7</sup> ist aber unbewiesen und erscheint legendär, nur um seinen späteren Reichtum vorzubegründen.

Von den Reisen, die Beireis nach dem Weggang von Jena unternommen haben will, ist nie auch nur die geringste Tatsache bekannt geworden, die über diese vollkommen im Dunkeln liegende Periode seines Lebens aufklären könnte. Es ist lediglich überliefert, daß Ludwig Albrecht Hanckhet am 20. Juni 1765 aus Ulm schrieb: „Wo befindet sich Herr Beireis? Trägt er noch immer einen Federhut und einen Triangel an dem vierten Knopfloch?“<sup>8</sup>, so daß man annehmen könnte, Hanckhet habe Beireis irgendwo auf einer Reise gesehen. Gegen einen langjährigen Aufenthalt im Ausland spricht die Tatsache, daß Beireis nach der überlieferten Aussage persönlicher Bekannter<sup>9</sup> alle ausländischen Sprachen, soweit er ihrer überhaupt mächtig war, so gesprochen hat, wie sie geschrieben wurden. Sein unbestritten hervorragendes Gedächtnis, seine phantasievolle Art und Fähigkeit plastischen Erzählens lassen es durchaus zu, daß alle seine Berichte über Reisen in fremden Ländern aus Reisebeschreibungen, die er gelesen hatte, stammten.

Im September 1756 trifft zu Mühlhausen, von Langensalza kommend, eine Stafette ein und meldet die Ankunft des jungen Beireis<sup>10</sup>; eine Beireis überlebende Schwester soll erzählt haben, sie habe bei ihrem Bruder eine Kiste mit roter Farbe und Goldbarren gesehen, was aber auch keineswegs erwiesen ist. Nach wenigen Wochen verläßt er seine

Vaterstadt wieder, um nie mehr dorthin zurückzukehren. Auch das Gut Weidensee bei Mühlhausen, das er später erwarb, hat er nie selbst besucht. Von Mühlhausen aus ging Beireis nach Braunschweig; angeblich hat er dort seinen älteren Bruder besucht, denselben, der dem Herzog Karl das Leben gerettet haben soll.<sup>11</sup> Diese Angabe wird aber, ebenso wie die Erzählung von einer Empfehlung des jungen Beireis durch den Bruder an den Herzog dadurch widerlegt, daß dieser 1726 geborene älteste Bruder, Johann Christoph, schon im zweiten Schlesischen Krieg als braunschweigischer Offizier gefallen war.<sup>12</sup> Die Biographen behaupten nicht nur, daß Beireis während der drei Jahre, die er verschollen war, auf Reisen gelebt habe, sondern auch, daß er als reicher Mann von diesen Reisen nach Mühlhausen zurückgekehrt sei und daß ihm, als er von dort nach Braunschweig kam, bereits der Ruf angehaftet habe, sein Vermögen durch seine alchimistischen Kenntnisse erworben zu haben.<sup>13</sup> Wie über seine Reisen, so ist auch über seinen Wohlstand beim Eintreffen in seiner Vaterstadt und bei dem Aufenthalt in Braunschweig nichts Authentisches bekannt. Es ist durchaus zweifelhaft, ob Beireis durch den Ruf, magische Geheimnisse zu besitzen, bereits in Braunschweig in Beziehungen zum Herzog Karl gekommen ist. Es scheint vielmehr, daß diese Beziehungen erst entstanden, als der Herzog später in Helmstedt beim Chirurgen Heister Beireis als dessen Assistenten kennen lernte.<sup>14</sup>

Beireis hatte sich von Braunschweig aus zu Beginn des Wintersemesters 1756 nach Helmstedt gewandt, um hier seine noch nicht abgeschlossenen Studien zu vollenden.

## Beireis als Gelehrter

Beireis hatte, als er Jena verließ, seine Studien noch nicht abgeschlossen, und daß er sie während seiner drei- bis vierjährigen Abwesenheit, die er angeblich zu Reisen benutzt hatte, auch nicht vollendet hatte, ergibt sich daraus, daß er in Braunschweig dem Leibmedikus Brückmann als „in medizinischen Dingen ziemlich ignorant“ erschien und daß er die Gelegenheit benutzte, alsbald in Helmstedt bei dem berühmten Chirurgen Lorenz Heister eine Art von Famulus zu werden. Bei Heister, dem Begründer der neueren Anatomie, hat Beireis erst die Grundlage seiner medizinischen Kenntnisse erworben. Er hat während dieser Zeit auch ein chemisches Privatissimum für Studenten gelesen<sup>15</sup>; da er aber selbst noch Student war, kann man darunter nichts als eine Art von Repetitorium in unserem Sinne verstehen. Mit diesem Repetitorium wird Beireis sich Einnahmen verschafft haben, die ihm bei den auch für damalige deutsche Verhältnisse äußerst billigen Lebensmöglichkeiten in Helmstedt ziemlich bedeutende Ersparnisse ermöglichten. Jedenfalls ist diese Annahme erheblich wahrscheinlicher als die kritiklose Übernahme der Legende, daß Beireis schon als wohlhabender Mann über Braunschweig nach Helmstedt gekommen sei. Heister starb schon am 18. April 1758, und es gelang Beireis, sich durch die intimen Beziehungen zu seinem verstorbenen Lehrer in den Besitz von dessen wissenschaftlichem Nachlasse an Instrumenten und Präparaten zu setzen. Als dann auch kurz darauf der Ordinarius für Physik, J. G. Krüger, starb, wurde Beireis am 4. April 1759 vom Herzog Karl zu dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Physik berufen, ohne daß er vorher auch nur zum Doktor promoviert



worden wäre.<sup>16</sup> Mit einer Programmschrift, „*De utilitate et necessitate historiae naturalis*“ trat Beireis im Alter von erst neunundzwanzig Jahren sein Lehramt an. Die Behauptung Brückmanns<sup>17</sup>, daß diese Arbeit, die von späteren Biographen übernommen wurde, unbedeutend sei, zeigt, daß man sich nicht die Mühe genommen hat, sie wirklich zu lesen.<sup>18</sup> Es handelt sich um eine Art Theodizee, in der Beireis, ausgehend vom *Ens perfectissimum* als strenger Kartesianer auf der Basis der Bibelgläubigkeit eine rationalistische Apologie der Schöpfung entwirft, bei der die Naturerkenntnis als Mittel zur Erkenntnis und Regierung der Welt dient. Die einzelnen Beweispunkte beschäftigen sich allerdings mit sehr kleinen Ausschnitten aus der Naturgeschichte, zeugen aber von einer hervorragenden biologischen Beobachtungsgabe. Er spricht davon, daß kein Tier, auch nicht das kleinste und gewöhnlichste Insekt, aus der Fäulnis entsteht, und wendet sich damit gegen die damals weitverbreitete Theorie der Archegonie, die eine *Generatio equivoca* behauptete. Die heute noch erhaltenen Exemplare dieser Programmschrift zeigen auf dem Titelblatt Goldbuchstaben, eine bei Dissertationen jener Zeit nicht seltene Eigenschaft.<sup>19</sup> Brückmann<sup>20</sup> erzählt von einem ganz mit vergoldeten Lettern gedruckten Exemplar, die aber nicht wie gutes Gold, sondern bloß bronziert erschienen. Beireis begann seine Lehrtätigkeit mit Vorlesungen über Physik, Metallurgie und Mineralogie und betonte gleich, daß er seine Vorlesungen mit Demonstrationen begleiten werde, was damals allerdings weniger eine Neuerung bedeutete als sein schon erwähntes Auftreten ohne Perücke und der freie Vortrag.<sup>21</sup> Im Jahre 1763 wurde Beireis als Nachfolger Heisters auch ordentlicher Professor für Medizin, ein Jahr später erhielt er den Titel eines Braun-

schweigischen Rates, im Dezember des gleichen Jahres wurde er Herzoglich Braunschweigischer Leibarzt. 1801 ernannte ihn die Göttingische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitglied, nachdem er schon 1766 einen Ruf als Professor der Cameralwissenschaften nach Göttingen abgelehnt hatte. Beireis hat in einem Umfang, für den es einen parallelen Fall wohl überhaupt nicht gibt, Vorlesungen an der Helmstedter Universität abgehalten, wobei er gleichzeitig die sieben ordentlichen Lehrstühle für Medizin, Chemie, Chirurgie, Pharmazie, Physik, Botanik, Naturgeschichte innehatte. Man kann eine gleiche Fülle der Vorlesungen bis in die späteste Zeit seiner Lehrtätigkeit von Semester zu Semester verfolgen.<sup>22</sup> Allerdings mußte er es erleben, daß die Zahl seiner Zuhörer mit den Jahren erheblich abnahm, wenn auch seine Eitelkeit es nicht zuließ, zu bemerken, daß ein großer Teil der ihm in seinem höheren Lebensalter noch verbliebenen Hörer seine Vorlesungen eigentlich mehr des Amüsements wegen besuchte. Lange Jahre hindurch sind seine Kollegs jedenfalls von großem Nutzen für die Studenten der Universität Helmstedt gewesen, wobei sie allerdings erheblich mehr Dinge zu hören bekamen, die nicht zum Thema gehörten, als vom eigentlichen Lehrgegenstand. Die Vorlesungen kosteten in Helmstedt durchschnittlich vier Taler im Semester, nur Beireis ließ sich fünf bezahlen; das Kolleg über experimentelle Chemie kostete sogar für das ganze Jahr, allerdings täglich eine Stunde, vierundzwanzig Friedrichsdor, und ein Privatissimum für einen einzigen Hörer, d. h. eigentlich eine Privatstunde, berechnete er mit sechzig Talern für das Semester. Die Grundlagen der Gelehrsamkeit waren bei Beireis, wie bei allen Gelehrten seiner Zeit, auch den Naturwissenschaftlern und Medizinern, humanistisch. Beireis besaß hervor-

ragende Kenntnisse im Lateinischen, das er gut sprach, verstand und schrieb; lateinische Stegreifverse gelangen ihm noch im höchsten Alter. Auch Griechisch beherrschte er und war besonders ein ausgezeichnete Kenner der alten Medizin und Naturgeschichte in den klassischen Sprachen. Französisch und Italienisch sprach er mit dem Dialekt eines Obersachsen, so wie die Sprachen geschrieben werden. Als er einmal einen englischen Autor namens „Thesamius“ zitierte, schlugen die Studenten nach und fanden, daß im Text unter Bezug auf einen Schriftsteller von ebendiesem „the same“ die Rede war.<sup>23</sup> Übrigens verachtete er das Englische, Dänische, Holländische und Schwedische wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Platt.

Schon die Vorlesungsanzeigen machen begreiflich, daß Beireis, der zudem noch eine umfangreiche ärztliche Praxis zu erledigen hatte, nur in beschränktestem Maße zu produktiver schriftstellerisch-wissenschaftlicher Arbeit kommen konnte. Zwei ausführliche Briefe an den Leibmedikus Brückmann in Braunschweig und den Leibmedikus Zimmermann in Hannover<sup>24</sup>, beide aus dem Jahre 1767, geben Aufschluß über seine umfangreiche Tätigkeit. An Gedrucktem kennt man lediglich Aufsätze und Mitteilungen in Zeitschriften, Dissertationen und eine akademische Rede. Von den Reden scheint keine weitere zum Druck gelangt zu sein, und die einzige, numismatische im Jahre 1793 „De notis, quibus numi antiqui genuini a fictis discerni queant“<sup>25</sup>, ist verschollen.<sup>26</sup>

Bei dem Mangel größerer zusammenhängender Arbeiten ist es nur möglich, sich aus Berichten über seine Vorlesungen, seine ärztliche Tätigkeit, sowie aus seinen eigenen kleinen Schriften, erhaltenen Aufzeichnungen und Briefen ein Bild von seiner Gelehrsamkeit zu machen.



Seine Programmrede von 1759 über Nutzen und Notwendigkeit der Naturgeschichte zeigt eine scharfe Beobachtungsfähigkeit für einzelne Phänomene auf der allgemeinen Basis kirchlich orthodoxer Naturanschauung, die für einen Physikprofessor in Helmstedt gegeben war. Die überlieferte Eröffnungsrede eines Physikkollegs<sup>27</sup> erschöpft sich ganz in phrasenhafter Aufzählung des Nutzens der Naturlehre. Seine wenigen Aufsätze für Zeitschriften behandeln naturwissenschaftliche Fragen unter dem betonten Gesichtspunkt der technischen Praxis.<sup>28</sup> Der praktische Zweckgedanke regierte auch überwiegend die Anlage seiner physikalischen, chemischen, botanischen und übrigen naturkundlichen Vorlesungen, soweit er sich hier überhaupt an ein System hielt.

Inwieweit Beireis ein guter Botaniker war, läßt sich nicht nachprüfen, denn der überlieferte Zweifel des Universitätsgärtners dürfte wohl nichts anderes bedeuten, als daß er „nicht jede Species bei ihrem Namen nennen konnte“.<sup>29</sup> Als Zoologe hatte er ja behauptet, sogar Linné beeinflusst zu haben. Aber von angeblich posttäglichen Briefen seines Schülers, des schwedischen Studenten Wilke, an Linné ist gar nichts bekannt.<sup>30</sup> Wenn Beireis seinem Besucher Rudolphi<sup>31</sup> erzählt hat, Linné habe die Beobachtung, daß die Maus Musik liebt und der Reiher sich durch ein Nagelglied der Mittelzehe vom Storch unterscheidet, von ihm übernommen, so ist dies ein nachweisbarer Schwindel, denn Linné hat diese Beobachtungen in seinem Natursystem nicht mitgeteilt, er hat Beireisens Namen nur einmal flüchtig beim Kolibri erwähnt „in einer Weise, die, später wieder weggelassen, nicht im geringsten auf eingehenderen Gedankenaustausch schließen läßt“.<sup>32</sup> Dagegen stand Beireis selbst unter dem Einfluß Linnés,

und zwar in einer höchst sonderbaren anthropomorphen Anwendung der Zoologie. Beireis hatte die mehrfach berichtete Unart, wirkliche oder angebliche wissenschaftliche Gegner mit zoologischen Schimpfnamen zu belegen. Nach dem jüngeren Lichtenstein hatte Linné zuerst die Beobachtung gemacht, daß bei Haushunden der Schwanz rückwärtig gekrümmt und links gewendet sei, und darum belegte Beireis jeden unvernünftig Rasonierenden mit dem Namen eines Hundeschwanzes, denn die gesunde Vernunft gehe gerade aus und rechts.<sup>33</sup>

Die Beireis zugeschriebenen medizinischen Dissertationen stammen sämtlich von Kandidaten, die unter dem Vorsitz von Beireis zu Doktoren promoviert wurden. Jedenfalls hat er diese Arbeiten als seine geistigen Produkte ausgegeben, denn er schenkte sie, zu einem Band mit der Titelaufschrift „Beireisii Opuscula“ vereinigt, einem Großneffen.<sup>34</sup> Die Dissertationen beschäftigen sich mit den verschiedensten Krankheiten: Schlagfluß, übermäßigem Schlaf, Gallenfieber, Marasmus, Krätze, Skrofeln, Gelbsucht, Wassersucht, Lungenentzündung usw. In der Dissertation vom Schlagfluß – *De paralyti gravissima femorum crurumque sanata* –, die 1762 erschien, hält er die Nerven noch für hohl und zusammenziehbar. Interessanter ist die Arbeit über die „*Medicamenta inania*“ des Doktoranden Joh. Aug. Friedr. Pape<sup>35</sup>, in der die Heilverfahren der überlieferten Volksmedizin mit ihren abergläubischen, dem Gesundheitsziel hinderlichen und schädlichen Mitteln, die zum großen Teil noch der Dreckapotheke angehören, abgelehnt werden. – In seinen medizinischen Vorlesungen hatte Beireis, soweit er sich überhaupt noch an seine Themen hielt, scheinbar wesentlich praktische Ausbildungsziele im Auge. Die berühmten Lieberkühnschen anatomischen Präparate

hat er in Wirklichkeit, wie Brückmann hervorhebt, nie benützt und bloß als Seltenheit behandelt und gezeigt<sup>36</sup>, so daß die Hörer seiner Anatomievorlesungen sogar um die erwartete Demonstration dieses damals wirklich wichtigen Lehrmaterials kamen.

Wenn man heute nach Kenntnis seiner ganz in Beschreibung von Einzelphänomenen aufgehenden Schriftstellerei noch einmal die Frage aufwerfen will, warum Beireis keine Bücher geschrieben hat, so ist bei seinem so maßlos vom Geltungstrieb beherrschten Charakter, der Anerkennung durch andere auf die zweifelhafteste Art zu erobern suchte, eigentlich nur die Antwort möglich, daß er keinerlei druckfähige buchausfüllende Mitteilungen, die zumindest ein eigenes System, wenn auch noch nicht eine eigene Theorie voraussetzten, zu machen hatte. Im Jahre 1796 schreibt er:

„Da ich mein Leben gern so tätig als möglich machen und daher vermeiden wollte, in gelehrte Streitigkeiten zu geraten, welches doch unvermeidlich gewesen wäre, weil ich in so vielen nicht aus Büchern, sondern aus der Natur erlernten Dingen von der Meinung anderer abweiche und es durch Tatsachen zu meinem eigenen Vorteil erfahren habe, wieviel meiner Grundsätze nur mehr wert sein, als die Lieblingsmeinungen unseres Zeitalters, so habe ich keine Bücher schreiben wollen.“<sup>37</sup>

In der den bisherigen Biographen entgangenen Schrift des Tierarztes Dr. Johann Heinrich Schmidt, die nach dem Tode von Beireis im Dezember 1809 unter dem seltsamen Titel: „Gutachten über einige Krankheiten des Hornviehs . . . nebst einer Vorrede die Vorzüge des verewigten Hofrath Beireis betreffend“<sup>38</sup> erschien, finden sich die einzigen eingehenden Angaben über seine naturwissenschaftlichen und



medizinischen Grundanschauungen. „Beireis betete als ein wirklicher Gelehrter niemals dem scientificischen Zeitgeiste nach . . . vielmehr aber forschte er im Gebiete des gelehrten Wissens mit philosophischem Geiste, er suchte aus der Legion neuer veränderlicher Modemeinungen, mit tief eindringendem, ihm ganz eigenem Scharfsinn, das wenig Gute und Haltbare heraus, welches beizubehalten der Mühe werth war. Als Philosoph, der selbst dachte, sah er das Unstatthafte ein, unserem Vorstellungsvermögen ursprünglich inhärirende Kategorien beizulegen, oder auch sonst angeborene Ideen anzunehmen. Er kannte Platos schwärmerischen Idealismus und die Kantischen Neuerungen in der Philosophie recht gut und wußte sich im Gebiete der Naturbetrachtung musterhaft davor zu hüten . . .“

Schmidt führt dann weiter aus, daß für Beireis in der Physik „nicht wie Kant will, die Mathesis das erste Prinzip aller Naturwissenschaft sei“, daß er nicht unschicklicherweise die Grenzen der philosophischen realen Naturbetrachtung „überhüpft“ und nicht „ungebührlich aus der einen Scienz in die andere übergegangen sei“. Nach Schmidts Bericht hat Beireis als Chemiker schon vor Lavoisier den Sauerstoff erkannt, allerdings daneben immer noch von einem selbständigen „Brennstoff“ gesprochen.

„Beireis betete als Arzt . . . auch in der letzten Zeit seines Lebens, dem Brownischen, dem Erregungssysteme, und den jetzt beliebten dynamisch-chemischen Orakeln der sogenannten Naturphilosophie niemals nach . . . Indeß redete Beireis als Mann der wissenschaftlichen Wahrheit das Wort, und die Begebenheiten der Zeitfolge in der Medizin beweisen es, daß er Recht hatte.“

Die Apologie Schmidts sagt nur, welchen Meinungen Beireis nicht gefolgt ist. Wir erfahren, daß er, der

Lavoisier mißverstanden hatte, auch Antikantianer war, daß er von Schellings Naturphilosophie nichts wissen wollte und daß er in der Medizin sich keiner in seiner Zeit maßgeblichen Schule angeschlossen hat. Alles, was er lehrte, beruhte nach Schmidts Angaben auf strengster Empirie, und man kann aus der rein negativen Einstellung zu den neuen großen Arbeitshypothesen der Naturwissenschaften und den die ganze geistige Welt revolutionierenden Lehren Kants um die Wende des vorigen Jahrhunderts nur wieder schließen, daß Beireis eine geschlossene Vorstellung von der Natur, außer der kirchlich-orthodoxen, überhaupt nicht gehabt hat. Daher flüchtete er sich ganz in die Beobachtung des einzelnen Geschehens und in die technisch-praktischen Aufgaben.

Die Urteile über den Wert seiner Vorlesungen sind widersprechend. Wenn viele Hörer auch die Anschaulichkeit seines Vortrages rühmten<sup>39</sup>, so ist allen Überlieferungen doch die Systemlosigkeit seiner Kollegs als gewisse Tatsache zu entnehmen.

In seinen Chemie- und Physikvorlesungen berief er sich zwar auf die Apparate seiner Sammlung, aber bei dem ungeheuren Aufschwung besonders der Physik in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war diese „Sammlung geradezu ärmlich zu nennen“. Die Elektrizität, die damals die ganze Welt, Männer der Wissenschaft wie Laien, beschäftigte, war durch eine Kugel-Elektrisierungsmaschine nebst Apparaten und zwei Schwungrad-Elektrisierungsmaschinen vertreten, der ganze Magnetismus durch ein Inklinatorium und einen Kompaß. Der Bestand an Apparaten ging nicht wesentlich über die von Beireis erworbene Frobesesche physikalische Sammlung hinaus.<sup>40</sup> Als nach Beireis' Tode dieser Teil seiner Sammlung nach Braunschweig kam,

wurde gesagt, daß diese sehr unvollständige Sammlung von Instrumenten sehr viel unbrauchbare und wertlose Sachen enthalte.<sup>41</sup> Als historisch wichtig werden Otto von Guericke's Luftpumpe und sein Wettermännchen bezeichnet, die aber unvollständig und nicht instand waren.<sup>42</sup>

Beireis arbeitete noch bis zu seinem Tode in seinem Laboratorium, „aber nur, um sich die schwärzeste Tinte, das feinste Siegelack, die reinsten Wachskerzen und Kräuteröle zu bereiten, wie sie nirgends im Handel zu haben waren“.<sup>43</sup> Seine Bedeutung als Chemiker ergibt sich am deutlichsten aus seinen Notizen zu dem von ihm benutzten Buch „Anfangsgründe der Chemie“ von J. C. Erxleben.<sup>44</sup> Viele der Zettel enthalten Vorschriften zur Herstellung chemischer Präparate, unter anderm für Glas, Seife, Tinte, Metall-Legierungen. Allerdings finden sich gerade hier auch Notizen theoretischen Inhalts. Eine Bemerkung aus dem Jahre 1807 zeigt, daß er bis in sein hohes Alter sich mit literarisch-wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, sich aber als Physiker von den Vorurteilen seiner Zeit nie freigemacht hat. Ebenso wie er die Entdeckungen Lavoisiers ablehnte, erklärte er, als man ihm von den erfolgreichen Luftballonfahrten der Gebrüder Montgolfier berichtete, diese Sache für unmöglich und nichts als französische Windbeutelerei.<sup>45</sup> Die Begriffe der Wärme und Bewegung hielt er nie auseinander, er leugnete die anziehende Kraft des Magneten und sprach überhaupt nicht vom Magnetismus. — Auch seine Tätigkeit als Arzt gestattet keinen Rückschluß auf medizinisch-naturwissenschaftliche Grundanschauungen.



## Beireis als Arzt

Ganz eindeutig wohlwollend, fast ohne kritisierende Ausnahme, lauteten die bisher bekannten Urteile über Beireis als Arzt. Alle Biographen, die ihn persönlich gekannt haben, auch Goethe, sprechen von seinem wohlbegründeten, weitreichenden Ruhm als Arzt, von seinen wunderbaren Kuren, von seinen erstaunlichen Erfolgen, überraschenden Prognosen, einfachen Diätkuren, von seiner nie versagenden Bereitwilligkeit, zu helfen, ob es sich um arm oder reich handelte, ob um einen Freund oder um jemand, der mit ihm verfeindet war. Den Historiker Franz Domin. Häberlin, mit dem er in heftigem Zwist lebte, rettete er im letzten Moment, als er von zwei Göttinger Ärzten schon aufgegeben war.<sup>46</sup> Bereits 1766 wurden ihm von außerhalb medizinische Fragen zur Begutachtung und zur Erstattung von „Responen“ vorgelegt.<sup>47</sup> Im gleichen Jahr kamen Bauern vom Lande, die sich Vergiftungen durch Mutterkorn zugezogen hatten, in Massen zu Beireis, um sich von ihm behandeln zu lassen. Vor seinem Haus in der Papenstraße hielten jeden Nachmittag Kutschen und vor allem auch Knechte mit Reitpferden, um ihn aufs Land zu holen, so daß die Studenten geradezu von seiner „reitenden Praxis“ sprachen.<sup>48</sup> Dr. Brückmann aus Braunschweig, der mit Beireis schon 1754 in Braunschweig zusammen war und ihn von allen Biographen wohl am längsten gekannt hat, lobt ihn als Arzt über alle Maßen. Allerdings ließ er sich von Beireisens Persönlichkeit so imponieren, daß er ihn selbst zum Vorbild sogar für Kleidung und „ärztliche Haltung“ nahm. — Der Umfang von Beireisens ärztlicher Tätigkeit ist aus seinem Tagebuch, in dem er bis zu seinem Tode in Abschnitten von vierzehn Tagen

seine Patienten eintrug, wobei sich eine durchschnittliche Zahl von siebzig bis achtzig Kranken für zwei Wochen ergibt, ersichtlich. Bei der zur Feier von Beireisens zweihundertstem Geburtstag durch viele Aufsätze<sup>49</sup> erfolgten Erneuerung seines europäischen Rufes als großer Arzt dürfte die Mitteilung von zwei den bisherigen Biographen fremd gebliebenen Berichten über seine ärztliche Tätigkeit von Wert sein, da diese die landläufige Meinung stark zu erschüttern geeignet sind.

Der von den Biographen bisher vergeblich gesuchte, jetzt im „Almanach für Ärzte und Nichtärzte“ des Jahres 1784 glücklich entdeckte Artikel von Dr. Cappel enthält einen ungemein scharfen Angriff gegen seinen früheren Lehrer und Kollegen seines Vaters.<sup>50</sup> — Cappel bezeichnet Beireis als einen Mann, von „unverschämter Dreustigkeit, ein wirkliches Ideal eines Windbeutels und Charlatans“. „Er lehrt Wissenschaften, die er entweder garnicht, oder doch nur halb versteht . . . er war mit den Anfangsgründen des Linnéschen Systems unbekannt . . . kannte die ökonomischen Pflanzen so wenig als die Medizinpflanzen.“ Nach der Behauptung Cappels war Beireis als Arzt und Chirurg überhaupt gänzlich unfähig. Bei der nachgeholtten medizinischen Doktorprüfung habe er sein Unwissen gezeigt, das Lehramt der Chirurgie habe er sich durch allerhand Kunstgriffe erschlichen, obgleich er nichts davon verstanden habe. „Seine wirklich weitläufige Praxis ist das Werk ähnlicher Kunstgriffe und Charlatanerien, und dennoch ist er dieser unverschämten Lügen und wirklichen Unwissenheit ohnerachtet vom großen Haufen geehrt und fast angebetet.“ Zum Beweis für seine Behauptung, daß Beireis als Arzt nichts verstanden habe, führt Dr. Cappel leichtfertige Brustkrebs- und Drüsenoperatio-

nen mit tödlichem Ausgang an. Übrigens kann man auch die Äußerung von Dr. Starck dem Älteren, der 1799 Todesfälle bei Pockenimpfungen damit rechtfertigte, daß auch „dem großen Beireis an der Inokulation Kinder gestorben“ seien, zwar ebensosehr als Beispiel für den weitreichenden Ruf von Beireis ansehen, wie auch für einen Beweis ärztlicher Untüchtigkeit.

Der schon mehrfach zitierte sehr kluge ältere Dr. Lichtenstein schreibt:<sup>61</sup> „Sein Scharfsinn entdeckte leicht und sicher die Beschaffenheit des krankhaften Zustandes, vornehmlich bei Personen, die er durch langjährige Behandlung genau kannte. Er irrte wohl nicht leicht in der Wahl der Arzneimittel an sich selbst, sondern eher in der Bestimmung der Gaben, deren er von milden Reizmitteln zu wenig und von heftigen zu viel nehmen ließ. — In der Prognostik beging er die größten Fehler. Oft starb ein Patient, den er außer aller Gefahr erklärte, wenige Augenblicke, nachdem Beireis dies geäußert hatte, und umgekehrt ging ein anderer bald nachher gesund umher, dem Beireis nur noch wenige Stunden gegeben hatte . . . Oft aber stellte er absichtlich wider besseres Wissen eine falsche Prognostik, bei wirklicher Gefahr wollte er den Tod nicht durch Ankündigung beschleunigen, und bei leichteren Übeln suchte er die auffallenden Symptome auf das ärgste zu deuten, um als Wundertäter zu erscheinen. An gewissenhafter Sorgfalt ließ er es nie fehlen. . . . Die Kranken, welche sich seiner Fürsorge anvertrauten, setzten in seine vieljährige Erfahrung eine fast unbegrenzte Zuversicht. . . . Ich will nicht leugnen, daß er durch hartnäckige Wideretzlichkeit gegen fremde nützliche Erfindungen, vornehmlich gegen die Einführung der Schutzblättern . . . sich an der Menschheit versündigte . . . aber in seinen letzten Jahren



war er ein verdienstvoller Arzt und stellte viele Tausend Menschen von bedenklichen Krankheiten wieder her.“ Aus allen Berichten über Beireisens medizinische Tätigkeit erfahren wir, daß er mit Vorliebe Kaltwasser- und einfache Diätikuren verordnete, wobei er Fleisch für schädlich erklärte. Seine ganze Behandlungsart wich von der gewohnten akademischen erheblich ab, und es ist in diesem Zusammenhang vielleicht nicht uninteressant, zu erwähnen, daß erzählt wird, Beireis habe, als er von der praktischen Arzneiwissenschaft noch sehr wenig wußte, nicht selten den Rat alter und junger Weiber befolgt, der ihm dann zuzeiten übel bekommen sei.

Das Richtige dürfte wohl der jüngere Lichtenstein getroffen haben, wenn er sagt:<sup>53</sup> „Beireis wirkte mehr durch seine Persönlichkeit und die durch nichts irre zu machende Zuversicht, die sich leicht auch dem Kranken mitteilte, als durch direktes Eingreifen.“ Die ärztliche Praxis war auch die Goldgrube, aus deren Erträgen Beireis seinen Reichtum begründen und ständig vermehren konnte. Der ältere Lichtenstein erklärt: „Beireis verzehrte mit seinem Bedienten und dessen Familie jährlich vielleicht fünf- bis sechshundert Taler. Manche Jahre mag er wohl, die Zinsen von ausstehenden Kapitalien nicht eingerechnet, an achttausend Taler eingenommen haben.“

### Beireis als Adept

Die Periode, in der Beireis sich mit alchimistischen Experimenten beschäftigt haben soll, wird von den Biographen in die Zeit seines Jenaer Studiums, zum Teil auch noch in die ersten Helmstedter Jahre verlegt. Ob er aber wirklich sich jemals mit solchen Experimenten abgegeben

hat, ist durch keinerlei Dokument oder gewisse Überlieferung nachzuweisen. Sicher ist nur, daß er sich den Ruf des Goldmachers nicht nur gefallen ließ, sondern auch hin und wieder Äußerungen getan hat, um sich diesen Nimbus zu erhalten.<sup>54</sup> In seinem Besitz befand sich eine alchemistische Handschrift aus dem siebzehnten Jahrhundert. Nach dem Tode von Beireis kam dieses Manuskript an den Sohn seines Bedientenehepaars, den jungen Gottfried Leonhard, der es am 3. Dezember 1828 an den Bergrat Lenz in Jena sandte.<sup>55</sup> In dem Begleitschreiben Leonhards fehlt heute leider gerade der Teil, der die alchemistischen Kenntnisse von Beireis betrifft.<sup>56</sup> Das Manuskript gehört jetzt dem Goethe-Museum in Weimar.<sup>57</sup> In der üblichen mystagogischen Weise der alchemistischen Abhandlungen des siebzehnten Jahrhunderts werden die Operationen, die zum letzten Geheimnis führen sollen, behandelt. Aus dem Besitz dieses Büchleins mit seinen experimentell unbefolgbareren Vorschriften kann man aber keineswegs schließen, daß Beireis es auch als Unterlage zu praktischen Versuchen benutzt hat. Ebenso wenig beweisen erhaltene Notizen, daß er die von der Kopenhagener Akademie 1780 preisgekrönte Schrift von Wenzel über die Zerlegung der Metalle studiert hat. Auch Lavoisier hat die Metalle für zwar bisher unzerlegt, aber keineswegs für unzerlegbar gehalten; aber darum kann man weder ihn noch Beireis als Adepten bezeichnen.<sup>58</sup> Wenn das Gerücht von der alchemistischen Herkunft des Beireischen Vermögens allgemein durchaus ernst genommen wurde, so lag das daran, daß der Glaube an die Möglichkeit künstlicher Goldbereitung um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und selbst noch während der philosophischen Aufklärungsperiode zwar erschüttert, aber keineswegs ausgeremert war. Alchemistische Versuche

wurden während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts immer wieder angestellt. Noch bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts reichen die Lebensläufe von Kunkel und Böttger, die ganz offiziell Adepten en titre waren. Das Braunschweiger Land und Helmstedt waren durch Tradition mit den alchimistischen Experimenten ihres Fürstenhauses verbunden. Herzog Julius (1568 bis 1589), der Gründer der Universität Helmstedt, hatte sich große Mühe um die Erlangung hermetischer Recepturen gegeben.<sup>59</sup> Sein Nachfolger, Heinrich Julius, der bis 1613 regiert hat, galt ebenfalls als Förderer der Alchimie.<sup>60</sup> Der zur Zeit von Beireisens Professur lebende, aber nicht regierende Herzog Ferdinand von Braunschweig (1721–1792) hat nach der Überzeugung seiner Zeitgenossen auf seinem Schloß zu Vechelde eifrig laboriert.<sup>61</sup> Der fast während dieser ganzen Zeit (1735–1780) regierende Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel hat es dazu kommen lassen, daß durch übermäßige Ausgaben für ein unverhältnismäßig großes Heer, für Reisen, Theater, Glücksspiel und nicht zum wenigsten für seine Mätresen die Einkünfte des Landes um jährlich 80000 Taler überschritten und die Staatsschulden so bis auf zwölf Millionen Taler hinaufgetrieben wurden. Diese Schulden wurden noch durch große Ausgaben für alchimistische Versuche, die zur Hebung dieser Finanzmisere unternommen wurden, erheblich gesteigert.<sup>62</sup> Aber in diesem Zusammenhang wird Beireis nie genannt. Beim Volke, das schon durch seine Unkenntnis der Schrift von den Möglichkeiten der Aufklärung abgeschnitten war und dem noch seine Sagen als Wirklichkeit galten, mußte ein Mensch mit erstaunlichen Heilerfolgen, mit einem als ungeheuer erscheinenden Vermögen, im Besitz von sonderbaren Instrumen-



ten und von einer asketischen Lebenshaltung, wie Beireis, fast unbedingt in den Ruf des Adepten kommen. Hinzu kam, daß gerade im Braunschweigischen mit seinen Sagen von den Gespenstern und Geistern des Harzes, mit der Überlieferung von einem eben hier geschehenen Zauberstreich des Doktor Faust<sup>63</sup>, die Legende von den mit geheimen Kräften ausgerüsteten goldsuchenden Venezianern, den Valen, durchaus lebendig war. Es bedurfte daher von der Seite des geheimnisvoll wirkenden Professors mit der hageren Statur, der bleichen Gesichtsfarbe und den durchdringenden Augen kaum eines eigenen Hinzutuns, um als Alchimist zu gelten. Wie dieser Ruf dauernd an ihm haften blieb, zeigt sein Briefwechsel mit Karl Friedrich Bahrdt. Bahrdt hatte nach dem Mißlingen einer in seiner Studentenzeit angestellten Geisterbeschwörung sich ganz der Aufklärung in die Arme geworfen, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, im Jahre 1787 Beireis um ein Rezept für die Goldmacherkunst zu bitten, um aus seiner Geldmisere herauszukommen. Beireis antwortete ihm im Juli desselben Jahres<sup>64</sup> . . . „Was das von E. H. geäußerte Verlangen betrifft, durch mich Mittel zu erfahren, wodurch Sie Ihre jetzige Lage verbessern könnten, so muß ich E. H. gehorsamst melden, daß ich schon vor sechs Jahren, als ich zwei Familien dadurch zu Grunde richtete, daß ich Ihnen dergleichen Mittel mitgeteilt hatte, den festen Entschluß gefaßt habe, nie wieder, auch selbst meinen nächsten Verwandten, dergleichen Dinge mitzuteilen. Denn wer nicht ganz mit allen sich zufälliger Weise einfindenden Veränderungen solcher Dinge bekannt ist, kann leicht das, was ihm einige mal gut gerathen war, in der Folge nicht mehr herausbringen, welches der Fall bei jenen Personen war, die dadurch den Rest ihres Vermögens verloren hatten

und nachher nicht mehr im Stande waren, ihre Absichten zu erreichen.“ — Wie weit die Angaben im „Goldmacherkolleg“, die Beireis von Sybel in den Mund gelegt werden, wirklich auf authentische Äußerungen zurückzuführen sind, ist heute nicht mehr nachprüfbar. Vielleicht hat Beireis, seiner ironisierenden Art entsprechend, diese Dinge wirklich gesagt, sich aber dabei nur über seine goldgierigen Hörer lustig machen wollen.

Alle Beireis-Biographen gehen von der Voraussetzung aus, daß Beireis zwar niemals wirkliches Gold gemacht, wohl aber im indirekten Sinn durch seine Farbenrezepte Gold erworben habe. Es wird erzählt, daß er seine Farbenrezepte äußerst geheim gehalten und sie gegen große Summen außer an holländische Kaufleute und Tuchfabrikanten auch nach Aachen, Verviers und Österreich verkauft habe.<sup>65</sup> Über diese Farbenrezepte werden nun verschiedene Vermutungen angestellt. Bechstein beruft sich am Schluß seines Beireis-Romans ausdrücklich auf ein persönliches Erlebnis in Mühlhausen, der Geburtsstadt von Beireis:<sup>66</sup> „Eine Reise nach Mühlhausen gab merkwürdige Aufschlüsse . . . In der Heimat des Wundermannes blühte wieder der Anbau des Waids. Einer von jenes Wundermannes Nacherben hat jenen Anbau aufs neue für sich zur Goldquelle gemacht, und die Vermutung liegt nahe, daß von ihm . . . bewährte Vorschriften des alten geheimnisvollen Herrn benutzt wurden.

Diesem . . . Manne . . . widerfuhr die Anerkennung, daß ihm für seine . . . Krappfarben bei der Industrie-Ausstellung zu London 1853 eine Preismedaille zuteil ward.“ Bechstein berichtet dann noch, daß er im Nachlaß des „würdigen Nachkommen“ — — — ein Autogramm von Beireis mit der Überschrift „eine schöne, grüne Farbe“, mit der Vorschrift

zum grünen Karmin, gefunden habe. — Tatsächlich wird in dem Katalogwerk „Exhibition of the works of industry of all Nations, London 1851, Reports by the juries“, London 1852, auf Seite 50 ein J. H. Weiß aus Mühlhausen genannt, der wirklich aus der Familie Beireis stammte. Damit ist aber keineswegs bewiesen, daß Beireis Farben aus Waid hergestellt hat, geschweige denn, daß auf ihn die Erfindung der Farbenfabrikation aus Waid zurückgeht. Der Waid wurde, in seiner besonderen Art der *Isatis tinctoria* L. auch Färberwaid und deutscher Indigo genannt, wegen des aus ihm herstellbaren blauen, zum Blau- und Grünfärben verwendbaren Farbstoffs angepflanzt, und besonders Erfurt war schon im Jahre 1290 wegen seines Waidbaues bekannt. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde in Erfurt, Gotha und in mehr als dreihundert thüringischen Dörfern Waid angebaut.<sup>67</sup> Die Anwendung sogenannter nicht echter Farben ist in der Technik der Färberei sehr alt und schon lange vor Beireis bekannt gewesen. Im Jahre 1764 spricht Macquer in seiner „Kunst der Seidenfärberei“<sup>68</sup> nach den echten Färbemitteln von dem ungemein wohlfeileren Karmesin aus Brasilienholz, vom Gelb aus wildem Safran, vom Grün aus Strichkraut und „Geniste“ und von Dunkelgrün aus Vitriol. Aus alledem ergibt sich, daß Beireis keineswegs der Erfinder der ersten billigeren Surrogat-Färbemittel für rote, blaue und grüne Farben gewesen ist, für den ihn die Biographen bisher ausgegeben haben, und vollends abwegig erscheint es, Beireis als Entdecker der Metalloxydfarben zu bezeichnen.<sup>69</sup> Wenn nun mehrfach davon die Rede ist, daß die chemische Bergbehörde von Braunschweig Beireis eine erhebliche Summe für ein Farbenrezept geboten habe<sup>70</sup> und daß Beireis darauf nicht eingegangen sei,



so liegt die Lösung des Rätsels vielleicht in der banalen Tatsache, daß er gar kein Geheimmittel mitzuteilen hatte. Ebenso verhält es sich sicher auch mit dem Brief von Beireis an einen unbekanntem Adressaten, der in seiner typischen, mystagogischen Fassung hier wiedergegeben sei. „... Ich hatte von meiner Kindheit an den festen Vorsatz gefaßt, allein durch die Welt zu gehen, und dabei wurde ich bleiben, ohne mich in irgend eine Verbindung einzulassen. Mein Geheimnis werde ich gezwungen, mit aus der Welt zu nehmen, denn derjenige, dem es nach meinem Tode bestimmt war, ein Hauptprediger in Lübeck, ist gestorben. Er würde es aber auch, wenn er mich überlebt hätte, nicht erhalten haben, ... denn er hatte von mir, ... auf die unwürdigste Art, welche ich auch von fernher nicht verdient hätte, in Gegenwart eines nahe bei Lübeck wohnenden Mannes gesprochen, ob er mir gleich noch immer nachher Versicherungen seiner zärtlichsten Freundschaft schriftlich gab. Da ich einen der besten Menschen so schlecht habe werden sehen, so ist mir aller Mut vergangen, Menschen etwas zu hinterlassen, womit soviel Unheil verursacht werden könnte.“<sup>71</sup> Der ältere Lichtenstein hat von den Farben selbst nichts gesehen, und da von der geheimnisvollen Kiste voll roter Farbe, die Beireis bei der Rückkehr von der Universität nach Mühlhausen mitgebracht haben soll, auch nichts Authentisches bekannt ist, so liegt die Vermutung sehr nahe, daß Beireis überhaupt nie irgendwelche Farbenerfindungen gemacht hat. Dabei ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß er auf technische Verbesserungen althergebrachter Verfahren gekommen ist.<sup>72</sup>

Zur Zeit, als Beireis nach Helmstedt kam, müssen die Lebensverhältnisse in dieser immer noch berühmten Uni-

versitätsstadt für unsere Begriffe außerordentlich eng und armselig gewesen sein.<sup>73</sup> K. A. Böttiger erzählt: „Der Schweinemarkt ist in Helmstedt der schönste Platz. Man trug also von Seiten der Akademie darauf an, daß er von diesem Platze auf einen anderen außen vor der Stadt verlegt werden möchte. Dawider machte der Bürgermeister eine nachdrückliche Vorstellung, in welcher es unter anderem hieß: Daß ja die Schweine der Stadt mehr einbrächten als die Professoren.“<sup>74</sup>

Hier lebte nun Beireis, vielgeschäftig und vielbeschäftigt, um die innere Unrast zu überwinden, ohne Frau und Kind, ganz dem Beruf hingegeben, immer auf Geltung bedacht, unter einer ungeheuren selbstaufgebürdeten Arbeitslast sein asketisch phantasievolles, dabei ein halbes Jahrhundert hindurch vollkommen stationäres Leben wachsamer Eitelkeit.

#### Beireis als Sammler

Den besten Überblick über die Sammlungen von Beireis geben die nach seinem Tode erschienenen, mit größter Sorgfalt bearbeiteten Verkaufskataloge<sup>75</sup>, von denen die Kataloge über Bücher, Münzen und Gemälde schon im Titel ihren Gegenstand genau umschreiben. Der vierte Katalog, das „Verzeichnis seiner Sammlungen von Seltenheiten aus dem Gebiete der Natur und Kunst gesammelt durch Christoph Gottfried Beireis“ bringt die Kuriositäten, Apparate, Antiquitäten, Exotica und 1733 Nummern Naturalien. In zwei Appendices folgen 5846 Nummern wissenschaftlicher Bücher, die im Bibliothekskatalog fehlen. Der ältere Lichtenstein hat den Bücherkatalog sowie das Verzeichnis der Seltenheiten bearbeitet. Seine Vorrede zum Raritätenkatalog gibt eine gute Vorstellung von Beireisens Kuriositätenbesitz.

In dem „Verzeichnis der Seltenheiten“ und überhaupt im Nachlaß fehlen das Weltauge und der berühmte Diamant. Das vielbewunderte Weltauge war durch einen Diebstahl schon lange vor dem Tode des Besitzers abhanden gekommen.<sup>76</sup> Es war sicher ein schönes, aber keineswegs kostbares Mineral.<sup>77</sup>

Der Diamant war nach Klaproths Ansicht ein schönes Topasgeschiebe, nach Brückmann ein Rauchtupas<sup>78</sup>, und Goethe hielt ihn nach chromatischer Prüfung für einen Bergkristall. Sicherlich hat ihn Beireis weggeworfen oder vernichtet, um eine posthume Bloßstellung zu vermeiden, und hat damit zugleich sein Versprechen, daß nach seinem Tode niemand den Diamanten finden würde, wahr gemacht.

Bei der Aufstellung des Katalogs der „Seltenheiten“ waren die Apparate Otto von Guericques und Heisters sowie die Wurzel Sun, das Firnisarz aus Japan und das Rindenzeug aus der Südsee nicht mehr in der Sammlung vorhanden. Sie waren mit der Sammlung der physikalisch-mathematisch-astronomischen Instrumente durch eine Kabinettsordre des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig dem Collegium Carolinum in Braunschweig, aus dem die Technische Hochschule hervorgegangen ist, überwiesen worden.<sup>79</sup>

Die Vaucansonschen Automaten existieren nicht mehr. Nachdem ein Berliner Geheimrat von Dörfel sie aus dem Nachlaß für den Metallwert erstanden hatte, wurde später berichtet, daß der Trommler und der Flötenspieler verschollen seien, daß aber die Ente die Welt durchziehe, daß sie mit der mechanischen Ente des Schriftstellers Gaßner identisch und 1879 mit seinem Kuriositätenkabinett in Charkow verbrannt sei.<sup>80</sup> Die nach den Angaben Joh. Bap-



tist Homanns von dem Nürnberger Zacharias Landteek konstruierte astronomische Uhr befand sich 1860 im Besitz einer Seitenverwandten von Beireis.<sup>81</sup> – Die Drozsche Zauberuhr wurde vermutlich durch einen Magnetstab regiert.<sup>82</sup> Wenn Wekhrin, der die Uhr übrigens nur oberflächlich beschreibt<sup>83</sup>, sagt, „das Schlagen der Uhr sei auf die Nähe des Blocksberges“ zurückzuführen, so soll diese Erklärung ein Witz sein. Beireis hat für die Uhr nachweisbar zweihundert Taler gezahlt.<sup>84</sup> Die anatomischen Präparate Lieberkühns waren nach seinem Tode 1756 in mehrere Teilsammlungen zerlegt worden, von denen die Zarin Katharina II. die eine erwarb und mit viertausend Talern bezahlte. Von einer Verhandlung zwischen der Zarin und Beireis wegen der von ihm erworbenen Teilsammlung läßt sich nichts nachweisen. Eine dritte Gruppe der Präparate kam an einen Freund Lieberkühns namens Roloff und von diesem an das Anatomische Museum zu Berlin. Die Präparate der Beireisschen Sammlung sind verschollen.<sup>85</sup> – Die Rechenmaschine, ein Werk des württembergischen Pfarrers und Mechanikers Hahn aus dem Jahre 1770 gelangte in die Technische Hochschule zu Charlottenburg.<sup>86</sup>

Der Katalog der Bibliothek hat ebenso wie derjenige der „Seltenheiten“ eine zweite Auflage erlebt. Er enthält unter 5990 Nummern 77 Handschriften, davon 13 orientalische. An undatierten und datierten Inkunabeln sind 141 Werke vorhanden, wobei allerdings die Grenze für den Wiegendruck nach der damals üblichen Sitte bis 1529 gezogen ist. Jedoch sind aus der Zeit nach 1500 als Inkunabeln nur fünfzehn Drucke datiert. Die früheste Inkunabel ist der wertvolle Augsburger Druck vom Liber aggregationis seu liber de secretorum de virtutibus herbarum ... von 1463.

Die Abteilungen der Medizin, Chemie, Alchimie, Mathematik, Physik, Naturkunde, Botanik enthalten eine herrliche Sammlung aller zur Geschichte der Naturwissenschaften in weitestem Umfange wichtigen Werke. Klassische, lateinische und griechische Autoren sind nicht sehr stark und Philosophen sehr schlecht vertreten. Eine Sonder rubrik unter den Geschichtswerken bildet die Sammlung von Büchern über Gustav Adolf mit 76 Nummern. Unter den Werken der „Poetae und Oratores“ ist nichts von Goethe, Schiller, Klopstock aufgeführt, von Lessing nur die Ausgabe der Schriften von 1753 genannt. Umfangreich und gut ist die Sammlung Numismatik. Nach einer Notiz im Katalogexemplar der Preußischen Staatsbibliothek hat die auf den 5. April 1816 und die folgenden Tage angekündigte Versteigerung der Bibliothek in Helmstedt stattgefunden.

Von hohem Wert war Beireisens Münzsammlung, und von Münzen hat er auch wirklich etwas verstanden. Der Verkaufskatalog der Münzsammlung wurde von dem als Numismatiker bedeutenden Prediger Leitzmann eingeleitet; der Zuschlag erfolgte erst am 2. April 1828, wobei das Ergebnis von 9224 Talern kaum dem Metallwert entsprechen haben mag.

Erst im Jahre 1787 erwachte bei Beireis das leidenschaftliche Interesse am Sammeln von Gemälden. Im Jahre 1808 schreibt er, das erste von ihm erworbene kostbare Gemälde sei ein Raffael gewesen. Eigentlich habe er gar nicht die Absicht gehabt, weitere Bilder zu erwerben, aber die Französische Revolution habe zur Folge gehabt, daß aus fürstlichen und privaten Kabinetten, aus Kirchen und Klöstern verborgene Schätze zu unvermutet günstigen Bedingungen zur Veräußerung gekommen seien. Diese Ge-

legenheit habe er sich nicht entgehen lassen und an alle Bekannten in auswärtigen Ländern wegen der vorzüglichsten Gemälde geschrieben, die er auf seinen Reisen gesehen und im Journal bemerkt hätte. „So ward“, fährt Beireis fort, „es möglich, das zu erhalten, was ich wünschte, nämlich eine ziemlich vollständige praktische Geschichte der Malerei.“ Welche Originale aus der Geschichte der Malerei Beireis zu besitzen behauptet hat, erzählt er ausführlich in dem im Katalog der Gemälde abgedruckten Brief an Henry. Die Zweifel von Besuchern versuchte er durch Zitate aus Vasari und Sandrart, durch Vorlage von Auktionskatalogen, durch Anekdoten, Erzählungen und auch durch Beibringen von Originalrechnungen zu zerstreuen. Nicht nur dieser ganz ironielose Eifer, auch das übrige Gehaben von Beireis spricht dafür, daß er sich im Zustande einer allerdings kaum glaublichen Selbsttäuschung über den Wert seiner Gemälde befand.<sup>87</sup> Jedes neuerworbene Bild stand einige Zeit in seinem Wohnzimmer, wo er es studieren konnte, um dann in einer Kammer zu den übrigen gestapelt zu werden, so daß er eine wirkliche Galerie sichtbar aufgehängter Bilder überhaupt nie besessen hat. Kamen Besucher, so wurden die Gemälde aus der Kammer einzeln nacheinander herausgeholt. Nur ein einziges Bild, ein angeblicher Michelangelo, Christus mit den Jüngern zu Emmaus, hatte seinen ständigen Platz im Wohnzimmer. Von diesem Bild schreibt noch der Neunundsiebzigjährige: „So oft ich dieses Gemälde auch nur auf eine Minute erblicke, bringt es die größte Wirkung auf meine Seele hervor, dergestalt, daß, wenn ich des Tags oder des Nachts anhaltend mich ganz abgestumpft gearbeitet habe, ich in dem Augenblicke der Freude über den Besitz dieses Gemäldes wieder im Stande bin, die stärksten Geistesarbeiten vorzu-



nehmen.“ Tatsächlich hat Beireis jedenfalls für einzelne Gemälde nachweisbar sehr hohe Preise bezahlt. Korrespondenzen und Rechnungen über solche Käufe haben noch Heister vorgelegen. Im übrigen aber soll er sehr schlau herumgehandelt und „Schandpreise“ gezahlt haben.<sup>88</sup> Der Gesamtzustand der Sammlungen wurde seit 1789, seitdem Beireis seine Aufmerksamkeit ganz auf das Sammeln von Gemälden konzentrierte, immer elender. Eine den Beireis-Biographen bisher entgangene Darstellung von einem Anonymus aus dem Jahre 1806 findet sich in einer der seltensten Zeitschriften der Romantik „Konstantinopel und St. Petersburg“, wo es heißt: „In allen Zimmern seines ganzen Hauses, welches er allein bewohnt und das ganz mit Sachen angefüllt ist, herrscht die scheinbarste größte Unordnung: hier liegen Bücher, Quartanten und Folianten, dort Manuskripte, hier japanische und chinesische Werke auf der Erde, dort herrliche Kupferstiche und Oelgemälde an der Wand, hier Kunstwerke von Marmor und Alabaster, dort Medaillen, botanische Sammlungen, ausgestopfte Tiere, Vögel und Amphibien in Weingeist, Insekten und Schmetterlinge in Glaskasten, anatomische Präparate, Mineralien von der größten Seltenheit, Antiken und Münzen, alles durcheinander. Man kann in den Stuben nicht herumgehen, denn der Boden liegt überall voll, man kann sich nicht niedersetzen, denn alle Stühle sind mit Sachen angefüllt.“<sup>89</sup> Sachverständige Besucher haben die Angaben des bis zum Lästigwerden übereifrigen Sammlers Beireis nie ernst genommen, aber immer bemerkt, daß jedenfalls einzelne hervorragende Werke unter den Bildern seien. Nach dem, was wir heute wissen, war auch diese einschränkende Anerkennung ein Irrtum.

## Alter und Ende

Am 29. Mai 1809 konnte Beireis das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Tätigkeit als ordentlicher Professor an der Julia Carolina zu Helmstedt begehen. Diese „goldene Hochzeit“ wurde durch einen Akt in der prachtvollen Aula des Kollegiengebäudes mit allem akademischen Prunk, mit lateinischen Reden und Jubiläumsgedichten gefeiert.

Als im September 1809 in Helmstedt die Gallenruhr ausbrach, war der fast achtzigjährige Hofrat Tag und Nacht unermüdlich unterwegs, um seine Kranken zu besuchen. Schließlich wurde er selbst von der Seuche ergriffen. Sein Zustand muß zu Bewußtseinsstörungen geführt haben, denn in der Apotheke bemerkte man erschreckt die widersinnige Überdosierung der von ihm sich selbst verordneten Mittel. Jede Pflege, Hilfe und allen Beistand wies er zurück, „heiter und in höchster Seelenruhe erwartete er den Tod“. — Am Morgen des 18. September 1809 starb im Alter von neunundsiebzig Jahren und sieben Monaten der Hofrat und Leibmedikus Gottfried Christoph Beireis, Primarius und Professor der Medizin, Chemie, Chirurgie, Pharmazie, Physik, Botanik und der Geschichte der Naturwissenschaften. In einem seidenen Schlafrock wurde er in den Sarg gelegt und zu St. Stephan in einem gemauerten Gewölbe beerdigt.<sup>20</sup> Kein Stein bezeichnete die Stelle. Bücking veröffentlichte am 28. Januar 1810 im Helmstedter Wochenblatt den Entwurf zu einer Grabaufschrift.<sup>21</sup> Als im Jahre 1818 der Kirchhof von St. Stephan vor die Stadt verlegt wurde, war die Grabstätte von Beireis schon vergessen.

Ein früheres Testament aus dem Jahre 1761, in dem er seine physikalischen und mathematischen Instrumente der Helmstedter Akademie vermacht hatte, war, „da sich vieles

in seiner Familie verändert hätte“, von ihm im Jahre 1806 abgeändert und in der neuen Fassung kurz vor dem Tode bestätigt worden. Universalerbin wurde die älteste Tochter seiner Schwester; die zwei Kinder seines Diener-Ehepaares Leonhard erbten jedes tausend Taler.

## ANMERKUNGEN ZU III

<sup>1</sup> Heister, S. 3ff. erzählt ausführlich die Geschichte der Familie Beireis. Ernst Brinkmann „Beireis und Mühlhausen“ in den „Mühlhäuser Geschichtsblättern“ 1930. Bd. 29, bringt den Stammbaum der Familie Beireis. Er teilt auch mit (Anm. 17), daß sich die heute in Mühlhausen ansässigen Glieder des Geschlechts „Beyreiss“, die nach Schleswig-Holstein ausgewanderten „Beyreis“ schreiben. <sup>2</sup> Heister, S. 17. <sup>3</sup> Merbach, S. 24. <sup>4</sup> Heister, S. 23. <sup>5</sup> Heister, S. 29. <sup>6</sup> Merbach, S. 27 (Anm. 36). <sup>7</sup> Heister, S. 47. <sup>8</sup> Lehwald, Europa IV, S. 405 zit. bei Heister, S. 50. — Die Erwähnung des Triangels ist kein Beweis, daß Beireis Freimaurer war. Heister (S. 51) beruft sich auf die Mitteilung eines Bekannten von Beireis, daß dieser ein Gegner der Verbrüderung war. <sup>9</sup> Besonders d. ält. Lichtenstein a. a. O. <sup>10</sup> Heister, S. 56. <sup>11</sup> Nagel, S. 179. <sup>12</sup> Merbach, S. 24. <sup>13</sup> Ebenso auch noch Merbach, S. 28, obwohl er sich auf die bei Heister, S. 375, abgedruckte Mitteilung des Pastors Schrader von Schönhausen beruft, der 1809 in Helmstedt studiert hatte: „Bekannt ist wohl, daß er als armer Teufel nach Helmstedt kam und sich nur ein kleines Stübchen mietete . . .“ — „So erzählten mir alte Leute in Helmstedt“. <sup>14</sup> Die von Heister (S. 64) aus einem „Schriftchen“ des Bergrats v. Crell über den Chirurgen Heister, seinen Großvater, übernommene Nachricht, daß Beireis durch Heister dem Herzog dringend empfohlen worden, erscheint glaubhaft, da sich eine Einführung auch als Zauberkünstler, die aber erheblich später geschehen sein kann, nicht ausschließt. <sup>15</sup> Dr. Lichtenstein d. Ält. „so las er ein privatissimum für einige Mitstudenten“. <sup>16</sup> Die Promotion wurde am 29. Mai 1759 nachgeholt, vgl. Merbach, S. 29, der auf S. 30, Anm. 43, die Daten der wissenschaftlichen Etappen von Beireisens akademischer Laufbahn aufzählt. <sup>17</sup> Brückmann, S. 308, „dieses



ist nun eigentlich eine unbedeutende Schrift . . ." Der Katalog des Britischen Museums nennt von diesem Programm noch eine „editio novissima, Helmstedt 1776“, die sonst unbekannt ist. <sup>18</sup> Sybel, S. 68; Heister, S. 64; Nentwig, „Die Physik an der Universität Helmstedt“, Wolfenbüttel 1891, S. 112. <sup>19</sup> Exemplar der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel. <sup>20</sup> Brückmann, S. 309. <sup>21</sup> Merbach (S. 29) irrt, wenn er annimmt, Beireis sei einer der ersten gewesen, die ihre Vorlesungen durch Demonstrationen veranschaulicht hätten. Sogar an der in den Disziplinen der Naturwissenschaft rückständigen Helmstedter Universität waren Demonstrationen der Physik- und Medizinprofessoren längst bekannt. <sup>22</sup> Heister, S. 77 ff. und 342 ff. führt aus Vorlesungsverzeichnissen von 1797/98, 1798 und 1807/08 die von Beireis angezeigten Vorlesungen auf. <sup>23</sup> Heister, S. 111. <sup>24</sup> Der Brief vom 20. März 1767 wurde zuerst abgedruckt in Wielands „Neuem Teutschem Merkur“, Weimar 1809, Bd. III, S. 175 f. <sup>25</sup> Bücking, S. 87. <sup>26</sup> Meusel, Das gelehrte Deutschland 1796, Bd. I, S. 219 f., führt die gelehrten Zeitschriften-Aufsätze von Beireis auf; Heister, S. 344, hat als Beilage 35 seines Buches ein Verzeichnis der Dissertationen und akademischen Reden zusammengestellt, das durch die Beilage zur Helmstedtischen Literaturzeitung, 1791, S. 65 f., und die Annales literarii, 1784, II, S. 456 f., ergänzt worden ist. <sup>27</sup> Heister, S. 340. <sup>28</sup> Beireis: 1. „Welches sind die natürlichen Ursachen, daß das grüne Wachs länger brennt als das weiße?“ in „Gemeinnützige Arbeiten der kurfürstlichen Bienengesellschaft in der Oberlausitz . . .“, 1773, Bd. I, S. 131. — 2. „Von denen Wurzeln des Winterrübsamens zerfressenden Larven der Gallwespe . . .“ in „Leipziger Magazin für Naturkunde, Mathematik und Oekonomie“, 1782, S. 314. — 3. „Über den Opal und dessen Entstehung“ in „Chemische Annalen für Freunde der Naturlehre usw.“, hrsg. L. v. Crell (sog. Crellsche Annalen), 1791, Bd. II, S. 99 f. <sup>29</sup> Heister, S. 114. <sup>30</sup> Merbach, S. 13. <sup>31</sup> K. Asm. Rudolphi: „Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medizin und Tierarzneikunde auf einer Reise durch einen Teil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt, 1804, Bd. I, S. 57. <sup>32</sup> Merbach, S. 13. <sup>33</sup> Lichtenstein d. Jüng., S. 281. <sup>34</sup> Heister, S. 118. <sup>35</sup> Den Inhalt dieser Dissertation gibt Heister, S. 120 f., auszugsweise wieder. <sup>36</sup> Brückmann, S. 312. <sup>37</sup> Original in der Univer-

sitätsbibliothek Göttingen Cod. ms. philos. 169, I. <sup>38</sup> Der genaue Titel dieser Broschüre, von der kein anderes Exemplar als dasjenige der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel nachweisbar ist, lautet:

D. Johann Heinrich Schmidt.

---

Gutachten  
über einige  
Krankheiten des Hornviehs  
die  
im Hagen der Stadt Braunschweig  
herrschten  
besonders mit kritischen  
Fingerzeigen auf die Erregungstheorie  
zur  
Persiflage der Modeärzte

---

Nebst einer Vorrede  
die  
Vorzüge des verewigten Hofrath Beireis  
betreffend  
von  
D. Johann Heinrich Schmidt

---

Braunschweig, 1809.

<sup>39</sup> Bericht eines früheren Beireis-Schülers in der Kassel'schen Allgemeinen Zeitung 1810. <sup>40</sup> Nentwig, S. 118 ff. <sup>41</sup> Aus Nr. 45 der Akten des Collegii Carolini zu Braunschweig, zit. bei Nentwig, S. 119. <sup>42</sup> Nentwig, S. 117. — Abbildungen in: „Nova experimenta Magdeburgica“, Amsterdam 1762. Tafel VI. <sup>43</sup> Lichtenstein d. Ält. a. a. O. <sup>44</sup> Ausführlich behandelt von Fr. Rehküh, Beireis als Chemiker, Braunschweigisches Magazin 1898, IV. Bd., Nr. 21 und 22, S. 161 und 171. <sup>45</sup> Nagel, S. 241. <sup>46</sup> Heister, S. 100. <sup>47</sup> Heister, S. 102. <sup>48</sup> Heister, S. 92. <sup>49</sup> Unter den vielen Jubiläumsartikeln beruht auch derjenige des Dr. Karl Heise in der „Medizinischen Welt“ v. 22. Februar 1930, S. 276 f. ganz auf dem herkömmlichen Vorurteil. <sup>50</sup> Brückmann, S. 320. Die

erste Mitteilung über den „Almanach für Ärzte und Nichtärzte v. Gruner, Jena 1784“, ist dem verdienstvollen Beireis-Forscher Bernhard Becker zu Beendorf zu verdanken. (Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre, Beilage zum Wochenblatt, Neuhaldensleben v. 28. Februar 1930, Nr. 3: Bernhard Becker, G. E. Beirois, „der Wundermann von Helmstedt, zum 200jährigen Geburtstage“.)<sup>51</sup> Lichtenstein d. Ält. a. a. O. <sup>52</sup> Brückmann, S. 308. <sup>53</sup> Lichtenstein d. Jüng., S. 282. <sup>54</sup> Sybel, S. 27f. <sup>55</sup> Heister, S. 30. <sup>56</sup> Heister, S. 31. <sup>57</sup> Ich bin Herrn Professor Dr. Hans Wahl für den Hinweis auf dieses Manuskript zu besonderem Dank verpflichtet. <sup>58</sup> Von größtem Wert muß es sein, daß auch der große Historiker der Chemie, Edmund von Lippmann, der in seinem Werk „Geschichte und Ausbreitung der Alchemie“ Beireis übergeht, Beireis nicht für einen Alchimisten hält. <sup>59</sup> Hermann Kopp, Die Alchemie, Heidelberg, 1886, Bd. I, 189 und Anmerkung X zu S. 236 „Über Beireis' Beziehungen zur Alchemie“. <sup>60</sup> Kopp, Bd. I, S. 125. <sup>61</sup> Kopp, Bd. II, S. 11. <sup>62</sup> Kopp, Bd. I, S. 140. <sup>63</sup> Historia v. D. Johann Fausten dem weitbeschreyten Zauberer unnd Schwartzkünstler . . . Frankfurt a. M., 1587. Vgl. G. R. Widman, Fausts Leben, hrsg. v. H. Düntzer, Berlin o. J., W. Spemann, S. 15. <sup>64</sup> Briefe angesehener Gelehrter, Staatsmänner und anderer an den berühmten Märtyrer Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Herausgegeben v. M. Pott, Leipzig 1798. Bd. IV, S. 35. <sup>65</sup> Heister, S. 51; Rehküh a. a. O.; Merbach, S. 27. <sup>66</sup> Bechstein, III. Teil, S. 187. <sup>67</sup> Pierers Konversations-Lexikon. 7. Aufl. 1890. Bd. 7, Artikel „Isatis“. <sup>68</sup> Macquer, Die Kunst der Seidenfärberei. Aus dem Französischen v. Joh. Heinr. Gottl. v. Justi, Berlin, Rüdiger 1764. 4<sup>o</sup>. <sup>69</sup> Rehküh, S. 172. <sup>70</sup> Heister, S. 180. <sup>71</sup> Nach dem Original in der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin. <sup>72</sup> Im Punkt der Farbenerfindungen ist Herr von Lippmann der gleichen Ansicht, vgl. Anm. 58. Diese Meinung muß auch für die Beireis zugeschriebene Darstellung von Essigsäure gelten. — Die von Boerhave schon 1732 in seinen „Elementa Chemiae“ veröffentlichte Vorschrift für Schnellessigfabrikation mag Beireis gekannt haben, aber der Nachweis, daß er die erste Fabrikation dieser Art ins Leben gerufen habe, fehlt und damit auch der Grund, ihn als chemischen Bahnbrecher zu preisen, wie es von Rehküh (s. ob.) und W. Hüttner (Der Adept von Helm-



stedt in Chemiker-Zeitung 1909, Nr. 115, S. 1013) geschieht.

<sup>75</sup> Joh. Bartels, „Helmstedt und seine Universität“ im „Braunschweigischen Magazin“ 1910, Bd. XVI, S. 83. <sup>74</sup> Karl Aug. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig, 1838. Bd. II, S. 89. <sup>75</sup> a) Verzeichnis einer Sammlung von Seltenheiten aus dem Gebiete der Natur und Kunst, gesammelt durch Christoph Gottfried Beireis . . . nebst einem Anhang von theologischen und andern wissenschaftlichen Büchern, welche am 5. Mai 1816 und an den folgenden Tagen, nach Endigung der Bücher-Auktion, öffentlich versteigert werden sollen. Mit einer Vorrede von A. A. H. Lichtenstein. Helmstädt 1811; 2. Auflage 1816. XII + 113 + 216 + 13 S. kl. 8<sup>o</sup>. — b) Verzeichnis einer ansehnlichen Sammlung goldener, silberner, kupferner und anderer Münzen alter, mittlerer und neuerer Zeit, aus dem Nachlasse des verstorbenen Dr. G. Ch. Beireis, weiland Hofrathes und Professors zu Helmstädt. — Diese Sammlung soll an den Meistbietenden verkauft und am 2. April 1828 der Zuschlag ertheilt werden. — Erfurt, in Commission der Kayser'schen Buchhandlung. 1827. Verbesserung und Vorerinnerung von J. Lutzmann, I—IV. 251 S. Gr. 8<sup>o</sup>. (Ex. in der Sammlung Kippenberg.) — c) Verzeichnis einer ansehnlichen Sammlung von größtenteils auserlesenen Original-Gemälden aller Schulen nebst einer Kollektion geschnittener Steine gesammelt von Gottfried Christoph Beireis weiland . . . welche Sammlungen zu . . . den . . . 181 . . . und folgende Tage öffentlich versteigert werden sollen. Heiligenstedt, gedruckt in der Dölleschen Buchdruckery. o. J. S. — Wahrscheinlich einzig nachweisbares Exemplar in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel. — d) Godofr. Christophori Beireis. Quondam primarii professorii medicinae . . . Bibliotheca, Helmstadii D. V. Aprilis et seq. anni MDCCCXVI in publica auctione vendenda Praefatus est D. A. A. H. Lichtenstein. Helmstadii, 1811. Editio secunda 1816. VIII + 424 + 89 S. <sup>76</sup> Heister, S. 222. <sup>77</sup> Das „Weltauge“ ist eine Art des Opal, mineralogisch Hydrophan genannt, der in Hubertusburg in Sachsen vorkommt und auch heute noch „Weltauge“ genannt wird. <sup>78</sup> Heister, S. 229. <sup>79</sup> Heister, S. 221, berichtet von einem für die Erben ungünstig ausgegangenen Prozeß mit der Braunschweigischen Regierung wegen der Apparate, der der Überweisung an das Carolinum vorausging. <sup>80</sup> Über die Automaten geben eine ausführliche illu-

strierte Darstellung neuerdings: Alfred Chapuis et Ed. Gélis, „Le Monde des Automates“, Paris 1928. In Band II, S. 150 wird die Ente, S. 264 der Flötenspieler, Seite 268 der Trommler beschrieben. Außer den Automaten selbst und ihrem innern Mechanismus ist auch ein Prospekt von Vaucanson abgebildet. — Der Bericht der „Gartenlaube“ von 1882 (S. 776), daß die Ente im Gaßnerschen Kabinett zu St. Petersburg sei, wurde durch die Zuschrift von einem „Freund des Blattes“ (Gartenlaube 1883, S. 39), von dem Brand des Gaßnerschen Kabinetts in Charkow ergänzt.<sup>82</sup> Nach Heister, S. 217, der Generalin v. Münchow, geb. Werneburg, zu Posen.<sup>83</sup> Heister, S. 215. <sup>84</sup> Wekherlin, Chronologie 1780, Bd. VIII, S. 8. <sup>85</sup> Heister, S. 217. <sup>86</sup> Heister, S. 233; Merbach, S. 49 und Anm. 120. Die Preußische Staatsbibliothek besitzt nach der handschriftlichen Notiz Rudolphis vom 29. März 1819 unter der Signatur K † 2980 eine „Abschrift von dem Katalog der Lieberkühnschen Präparate, welche Beireis' Erben dem Ministerium zum Kauf angeboten haben“, der wohl deshalb nicht zustande kam, weil Rudolphi schon die Präparate aus dem Besitz Roloffs für Berlin erworben hatte. <sup>87</sup> F. M. Feldhaus, Technik der Vorzeit 1914, S. 860. <sup>88</sup> Von den Gemälden, die Beireis besaß, ist auch nicht ein einziges als Original bestätigt worden. Die groteske Gespenstergalerie eingebildeter und vorgegebener Meisterwerke ist zerstoben, und wie wir heute wissen, war Beireis in seiner Gemäldesammlung selbst das einzige Original. Der Auktionskatalog der Gemälde mit den pompösen Zuschreibungen weist kein Versteigerungsdatum auf, und von einer Versteigerung ist auch nichts überliefert. Wo die Gemälde schließlich geblieben sind, ist nur noch in einigen wenigen Fällen nachweisbar. Sonderbarerweise sind die beiden Bilder, die Goethes besonderes Gefallen erregten, noch vorhanden. Der angebliche Rubens befindet sich in Mühlhausen i. Th. In der dargestellten Marktszene sind die Figuren der zwei linksstehenden Frauen nach Rubensschen Vorbildern gemalt. Aber das ganze Bild ist nicht einmal nach einem Original von Rubens kopiert, sondern eine Komposition aus der Zeit um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts. — Das „auf ein dünnes Brett gemalte“, von Goethe für unschätzbar gehaltene Selbstporträt Dürers mit der Jahreszahl 1493 ist eine „flaue Kopie“ aus dem Ende des sechzehnten, Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, ver-

mutlich (Moriz Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig, 1884. Band I, S. 130ff.) eine Nürnberger Fälschung und befindet sich unter Nr. 533 der Gemälde im Städtischen Museum der bildenden Künste zu Leipzig. Die Kopie ist nach dem im Besitz des Conte de Pastrì in Paris befindlichen Original angefertigt worden und weist das auf dem Original nicht vorhandene nachgeahmte bekannte Monogramm Dürers auf. Auf der Rückseite befindet sich das „verdorbene Porträt“ eines bärtigen Mannes. Das Original war nicht auf Holz, sondern ursprünglich auf ein Pergamentblatt gemalt. Da das Pergament sehr schadhafte war, wurde das Gemälde von dem Wiener Restaurator Erasmus Engert vom Pergamentgrund abgelöst und auf eine feine Leinwand übertragen, die selbst wieder auf eine stärkere Leinwand gespannt wurde. Bei dieser Rentoillierung wurde das Gemälde auch restauriert, so daß das Pariser Original heute nur noch in seinem unteren Teil die ursprüngliche breite und flüssige Malweise zeigt. Insofern als die ursprüngliche Malweise in der im Besitz von Beireis gewesenen Kopie erkennbar ist, mag diese auch heute noch nicht ohne jeden Wert sein. Goethes Kunsteinsicht, der die Kopie bei Beireis für das Original hielt, gerade um dieses Irrtums willen anzuzweifeln, wäre um so sinnloser, als er das Original nicht gekannt und nur die Kraft Dürers auch durch die Übertragung hindurch gefühlt hat. Das Original wurde im Jahre 1882 von Eugen Felix in Leipzig erworben, aus dessen Nachlaß es dann später nach Paris gewandert ist. Im gleichen Jahre 1882 schenkte Eugen Felix zusammen mit Theodor Solbrig die Kopie aus dem Nachlaß von Beireis dem Leipziger Städtischen Museum. Er scheint sich also von der Kopie erst getrennt zu haben, als er das Originalporträt erworben hatte. <sup>88</sup> Nach Heister, S. 245, hat Beireis den angeblichen Corregio laut vorgefundenen Rechnungen mit 1000 Talern bezahlt. <sup>89</sup> Carl Georg von Maassen, „Das Original von Helmstedt“. „Münchener Neueste Nachrichten“ v. 28. Februar 1930. Nr. 58. <sup>90</sup> Heister, S. 283. <sup>91</sup> Heister wie Anm. 90.



## IV

## BEIREIS IN DER DICHTUNG

Achim von Arnim hat als erster die rätselhaft skurrile Figur des Professor Beireis in die deutsche Dichtung eingeführt. Im zweiten Band des schon 1810, also ein Jahr nach dem Tode von Beireis erschienenen Romans „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ führt das neunte Kapitel den Untertitel „Der wunderbare Doctor, das unsichtbare Mädchen und der Flötenspieler“.<sup>1</sup> Beireis wird geheimnisvoll nur „der berühmte Doctor“ oder „der Alte“ genannt. Arnim benutzt Gerücht und Anschauung, um alles ihm Berichtete und selbst Gesehene in das Bereich des Zauberromans zu versetzen, es dann aber auf seine vernunftgemäße Erfäßbarkeit zurückzuführen. Der Held des Romans, der Graf, besucht den berühmten Doktor, der in einer wunderlich weißen Perücke aus gesponnenem Glas auftritt. Der Graf bleibt allein unter den Apparaten. Er kommt in den Pavillon der Automaten; aus einem Glaskasten hört er die Stimme eines unsichtbaren Mädchens und bald auch die des Flötenspielers. Aber die Automaten sind nur Attrappen; sie verbergen lebende Menschen mit verwickeltem Schicksal, ein ungleiches Schwesternpaar und Florio, der beide liebt. – Das Bild des Doktors wird als „Sinnbild des meisten Lebens“ vorgestellt und der Leser ermahnt, „über dem abenteuerlichen Spielzeug dieses Lebens nicht das ernste Werk des Zukünftigen“ zu vergessen.<sup>2</sup>

Arnim ist diese Schilderung von Beireis besser gelungen, als er nach seinem ersten Besuch in Helmstedt im Frühjahr 1801 selbst vermutet hatte. Noch 1808 schreibt er in einem Brief an Jean Paul: „... ist es Ihnen nicht möglich, mir

dieses Bild von Kometeneinsamkeit abzunehmen? ... Sie skizzieren das in einer Nebenstunde.“<sup>3</sup> Doch ist in keiner der Gestalten Jean Pauls Beireis irgendwie erkennbar.<sup>4</sup> Dagegen wird er bei E. T. A. Hoffmann einmal sogar namentlich, wenn auch nur ganz kurz, erwähnt, und zwar in der Erzählung „Der Magnetiseur“ des im Jahre 1813 erschienenen ersten Teils der „Phantasiestücke in Callots Manier“, als ein weit entfernt vom Handlungsort vermuteter Freund, eben der Magnetiseur, unvermutet erscheint: „Ich habe nur gefaßt, ob er nicht wie ... Beireis mit dem urplötzlich aus Schwarz und Rot umgefärbten Frack zum Saal hinausschreiten würde.“<sup>5</sup> In vielen anderen Gestalten Hoffmanns lassen sich einzelne Züge von Beireis entdecken, in keiner so viele und deutliche wie in dem Archivarius Lindhorst, der im „Goldenen Topf“ als ein gespenstisch potenziertes Beireis erscheint.<sup>6</sup>

Im Jahre 1851 erschien „Der Adept zu Helmstedt“, ein vierbändiger Roman von Klencke, dem Verfasser vieler biographischer und geschichtlicher Erzählungen.<sup>7</sup> In die Legendenatmosphäre stellt er einen armen Studenten Schmidt, der sich als Famulus bei Beireis einführt, um hinter seine alchimistischen Geheimnisse zu kommen. Schmidt kommt auf diesem Wege zur Essig- und Farnefabrikation und kann so die Einwilligung des Fabrikanten Schlosser zur Heirat mit dessen Tochter gewinnen. Schlosser selbst hat einen Sozietätsvertrag mit Beireis zur geheimen Essigfabrikation. Als Beireis sieht, daß Schmidt auch selbst Farben bereiten kann, begünstigt er ihn und schickt ihn als seinen Vertreter zur Kaiserin Katharina nach Rußland, um dort einen falschen Adepten zu entlarven. Der Höhepunkt des Romans liegt in dem Bekenntnis von Beireis an Schmidt, daß er keine Möglichkeit weiß, künst-

liches Gold zu fabrizieren. — Klencke schildert Beireis aus dem Gesichtswinkel der Studentenschaft heraus; die Studenten, die von den Helmstedter Professoren aufgeklärt sind, werden durch Beireis immer wieder in Teufelwahn und alchimistischen Aberglauben verstrickt. Beireis selbst tritt handelnd wenig hervor; es wird nur geschildert, wie er sich einmal in eine anmutige Patientin, eine Gräfin Seckendorffer, verliebt; im letzten Augenblick jedoch wird das Idyll gestört, weil die angebliche Gräfin, in Wirklichkeit eine entlaufene Sängerin aus Weimar, sich erkennt sieht. — Die winzige Handlung Klenckes wird durch langatmige Gespräche über genau 1100 Seiten zum simplen Abschluß hinausgezögert. Der Stoff, aus Wirklichkeit, Gerücht und Erfindung zusammengehäuft, läßt keine Schlüsse auf authentisches Quellenmaterial zu; doch ist sofort festzustellen, daß Sybel ausgiebig, zum Teil wörtlich, abgeschrieben worden ist. — Klencke hat Beireis noch einmal in dem 1854 erschienenen Roman „Der Parnaß zu Braunschweig“, und zwar im dritten Buch, „Der Abzug der Götter“, diesmal nur als Nebenfigur, aber wieder mit Sybelschem Anekdotenmaterial geschildert.<sup>6</sup>

Erheblich geistiger, sachlich und künstlerisch wichtiger als der Roman Klenckes ist der zwei Jahre nach dem Parnaß zu Braunschweig erschienene Beireis-Roman: „Die Geheimnisse eines Wundermannes“, von Ludwig Bechstein.

Der junge Leonhard ist hier ein Sohn von Beireis. Die wirkliche Mutter Leonhards, Regina, ist die Tochter eines Venezianers, Antonio Dersto, der auf Wanderfahrten in Thüringen die Blaufarbenbereitung aus Kobalt gelernt hat. Der Venezianer trifft später in der Schweiz Benjamin Telsu, den Enkel eines alten holländischen Adepten Jesse.



Beireis kommt in der Schweiz mit Dersto und Telsu zusammen, hilft ihnen bei der Farbenbereitung und lernt ihr Geheimnis. Er verliebt sich in Regina, die Tochter Derstos, heiratet sie aber nicht, um unbehindert seinen hermetischen Arbeiten zu leben. Regina folgt ihm nach Deutschland, bringt dort den jungen Leonhard zur Welt und lebt in einer geheimnisvollen Höhle, der Asseburg im Harz, von wo aus sie die Geschicke ihres Sohnes, den Beireis inzwischen bei seinem Diener-Ehepaar Leonhard als deren eigenes Kind erziehen läßt, lenkt und betreut. Der junge Gottfried, von Beireis nur für untergeordnete Dienste verwendet, geht von Helmstedt fort und wird Förster im Harz. Er erfährt, daß Beireis sein Vater ist, erbt aber nach seinem Tode von ihm nichts als ein geheimnisvolles Pulver und ein hermetisches Buch. Mit Hilfe dieser beiden Dinge versucht er Gold zu machen, verfällt aber über dem Mißlingen seiner Experimente der Melancholie. Er wird von einem Landstreicher ermordet; die Kugel zersplittert ein dickes Glas, das Leonhard in einem Lederbeutel auf der Brust trug und in dem das geheimnisvolle Pulver aus Beireis' Nachlaß enthalten war. Als der Chirurg dem Toten die Kugel aus der Wunde holt, ist sie von einem goldenen Reif überzogen. — Bechstein schildert Beireis nie als Schwindler. Goethes Erklärung, daß der berühmte Diamant nur ein Kiesel sei, erschüttert nach Bechsteins Erzählung Beireis, der ihn bisher für echt hielt, aufs tiefste; kurz vor seinem Tode verbrennt er den Kiesel, und bei dieser Prozedur zeigt es sich, daß Goethe sich geirrt hat und der Stein doch ein echter Diamant von ungeheurem Werte war. — Im übrigen hat Bechstein den Roman mit volkskundlichem und historischem Beiwerk überfüllt, das der Figur von Beireis aus der Landschaft und dem Volke

heraus den Hintergrund gibt. Die übrigen mitspielenden Figuren des Romans sind im wesentlichen Professoren der Helmstedter und anderer Universitäten, aus denen besonders Lichtenberg hervortritt. Da Bechstein sich zum Schluß seines Romans auf authentische Nachrichten beruft<sup>9</sup>, ist noch zu erwähnen, daß er ihn geradezu als bewußten Homöopathen hinstellt. Im Anfang des zweiten Bandes legt er Beireis die Worte in den Mund:<sup>10</sup> „Das bekannte Sprichwort ‚Viel hilft viel‘ taugt nichts in der Arzneikunst. Es wird eine Zeit kommen, wo mit einem halben Grane Arzneistoff, ja mit noch weniger, Heilungen gemacht werden. Unsere Ärzte versehen es heutzutage noch gar sehr damit, daß sie gegen den kranken Organismus mit solchen Katapulten gleichsam Sturm laufen und die Krankheit erzürnen, statt mit weniger Medizin, als ein Rosenblatt trägt, sie zu beschwichtigen. Jedes Rezept, das ein Arzt einem Leidenden verschreibt, sollte nichts sein, als ein Friedensbrief an die Krankheit. Statt dessen ist's meist eine Kriegserklärung oder ein Pasquill auf unsere Kunst und macht im Körper nichts als Aufruhr und Meuterei rege.“

Die Beireis-Legende mit ihren einzelnen Daten ist heute vergessen; die geschichtliche Wirklichkeit seiner Existenz konnte nur mühsam und lückenhaft wiederhergestellt werden; die Dichtungen um seine Person sind nichts als Kuriosa. Aber die Magie seines Geltungswillens wirkte über das Grab hinaus bis in unsere Zeit, die ihn im Jahre seines zweihundertsten Geburtstages als Adepten, Erfinder, Gelehrten, Arzt und Sammler mit biographischen Aufsätzen und einer Gedenkrede seines letzten Biographen Merbach im gleichen Saal, der schon 1809 Zeuge seines

fünfzigjährigen akademischen Jubiläums war, gefeiert hat.<sup>11</sup> Der „wunderbare Virtuos der Persönlichkeit“<sup>12</sup> hat sich ein durch keine Wirklichkeitsforschung zerstörbares Denkmal in der Legende geschaffen; Einzelzüge abstreifend, gesteigert noch als zu seinen Lebzeiten hat sich sein Ruf zum höchsten Grade verdichtet, der dem magisch wirkenden Arzt zuteil werden kann:<sup>13</sup> zu dem des Durchbrechers der Naturgesetze, der Tote erweckt hat.

#### ANMERKUNGEN ZU IV

<sup>1</sup> Ludwig Achim v. Arnims Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben. Zweiter Band mit Melodien. Berlin o. J. in der Realschul-Buchhandlung. — Neuntes Kapitel, S. 57—90. <sup>2</sup> Arnim, S. 85. <sup>3</sup> Brief Achim v. Arnims an Jean Paul vom 12. März 1808 in der Deutschen Revue, 1889, S. 339. <sup>4</sup> Vgl. Merbach, S. 12. <sup>5</sup> E. T. A. Hoffmann, Werke, hrsg. v. Georg Ellinger, Berlin o. J. Erster Teil, S. 161. <sup>6</sup> C. G. v. Maassen a. a. O. <sup>7</sup> Klencke, Der Adept zu Helmstedt. Historischer Roman. Leipzig, Adolph Wienbrack, 1851. Erster bis vierter Band. 302 + 390 + 282 + 226 Seiten. — Friedrich Hermann Klencke (1813—1881) war um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem unter dem Pseudonym Hermann v. Maltitz bekannt. <sup>8</sup> Klencke, Der Parnaß zu Braunschweig. Historischer Roman. Erstes bis drittes Buch. — Drittes Buch „Der Abzug der Götter“. Cöthen, Paul Schettler, 1854, 218 S. <sup>9</sup> Bei Bechstein spielt als Freund des jungen Leonhard ein nur „Christian“ genannter junger Gelehrter eine Rolle. Zum Schluß (Bechstein, III. Teil, S. 187) wird er als Zeichner des Beireis-Porträts „aus dem Gedächtnisse“ vor dem Titel und als Gewährsmann für Erinnerungen an Beireis genannt. — Herr Studienrat Dr. Schrader in Helmstedt war so freundlich, „aus gedruckten Schulprogrammen“ über diesen Christian das Wichtigste mitzuteilen: Dr. J. Chr. Jacob Elster, 1792 bis 1855 zu Hedwigsburg bei Wolfenbüttel, Sohn des „botanischen Gärtners“, wirkte um 1815 bis 1855 als Leh-



rer in Helmstedt. Er hatte Philologie studiert und besonders Kunstgeschichte betrieben ... Er verfügte über eine schöne Fertigkeit im Zeichnen und hat auch den Zeichenunterricht an der Schule erteilt. Als seine letzte Arbeit wird genannt: Die Fabel von Amor und Psyche. Nach Appulejus lateinisch und deutsch metrisch bearbeitet von Dr. J. Chr. Elster. Mit Urtext und Anhängen, sowie 7 Holzschnitten nach Antiken, Raphael, Thorwaldsen und einer Originalkomposition von G. R. Elster. Leipzig 1854. <sup>10</sup> Bechstein a. a. O. zweiter Teil, S. 10. <sup>11</sup> Dazu kam die Goethe-Beireis-Ausstellung im Sommer 1930 zu Helmstedt. <sup>12</sup> W. H. Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, 1859, S. 140. <sup>13</sup> Nach mündlicher Mitteilung von Herrn P. A. Merbach hat ihm die letzte Nachkommin der jüngeren Schwester von Beireis, Frau Baurat Poltrock-Wagner in Chemnitz, erklärt, Beireis habe Tote erwecken können. Dasselbe hörte der Verfasser dieser Studie von einem alten Helmstedter Bürger, der meinte, daß man von einem Mann der Tote erweckt habe, nicht so viel reden solle.

